WeltBlick

MAGAZIN DER BERLINER MISSION

Nr. 2/2020

In alle WELT

Unser Freiwilligenprogramm feiert Jubiläum

Tansania
Auf afrikanische Füße gestellt
Seite 16

Kuba
Privileg und Abenteuer
Seite 24

Talitha Kumi
Plötzlich Deutschlehrerin
Seite 26

BERLINER MISSIONSWERK

Impressum

BERLINER MISSIONSWERK

Nr. 2 / 2020

Die Zeitschrift **Welt***Blick* erscheint dreimal jährlich.

ISSN 2513-1524

Auflage
10.000 Exemplare

Redaktion
Jutta Klimmt, Gerd Herzog

Editorial Design
NORDSONNE IDENTITY, Berlin

Layout
Katrin Alt, hellowork.de

Druck
Bonifatius-Druckerei, Paderborn

Papier
Das Magazin des Berliner Missionswerkes wurde auf 100 % recyceltem Altpapier gedruckt. Sowohl das Umschlagpapier als auch das Papier der Innenseiten sind mit dem Blauen Engel ausgezeichnet.

Umschlagpapier
Circle Offset white, 170 g/m²
Blauer Engel, FSC-zertifiziert, EU Ecolabel

Innenseitenpapier
Charisma Silk, 80 g/m²
Blauer Engel, EU-Umweltzeichen

Herausgeber
Direktor Dr. Christof Theilemann für das Berliner Missionswerk der Evangelischen Kirche Berlin-Brandenburg-schlesische Oberlausitz und der Evangelischen Landeskirche Anhalts.

Kontakt
Berliner Missionswerk
Georgenkirchstraße 69 / 70
10249 Berlin
E-Mail: redaktion@berliner-missionswerk.de
Telefon: 030/24344-168

Spendenkonto
Berliner Missionswerk
Evangelische Bank
BIC GENODEF1EK1
IBAN DE86 5206 0410 0003 9000 88

Titel
Das Logo zum Jubiläum »50 Jahre Freiwilligenprogramm des Berliner Missionswerkes« gestaltete Jana Müller-Heuser.

Für Sie immer aktuell!
Gerne informieren wir Sie jederzeit aktuell. Besuchen Sie unsere Webseiten
→ *www.berliner-missionswerk.de*
→ *www.talitha-kumi.de*

Oder bestellen Sie unseren kostenlosen E-Mail-Newsletter.
Schreiben Sie einfach eine E-Mail mit dem Betreff »Newsletter« an
redaktion@berliner-missionswerk.de

Bildnachweis
S. 6 Shane Rounce/Unsplash; **S. 8/9** Sabine Klingert, **S. 13** Konstantin Börner, **S. 14** Gerd Herzog; **S. 16/17** Sara&Joachim_CC BY-SA 2.0; **S. 18** Carsten Bolz; **S. 21–23** Mr. Mashapu; **S. 24** Patrick R. Schnabel; **S. 25** Privat; **S. 26–29** Julia Holtz; **S. 30** Sander-Crombach/Unsplash; **S. 32** oben Gerd Herzog; unten Talitha Kumi; **S. 33** oben li. Henrik Weinhold, unten li. Ebba Zimmermann; **S. 34** oben re. Andreas Goetze, unten EECMY; **S. 35** oben li. Clay Banks/Unsplash, oben re. Gerd Herzog; **S. 36** oben EECMY, unten IPRC; **S. 38** Gerd Altmann/Pixabay, **S. 39** Gerd Herzog; **S. 41/42** Barbara Deml; **S. 48/49** Gerd Herzog (Bruns, Pohl, Krückemeier, Rösener), Konstantin Börner (Ngandango), Jutta Klimmt (Trautwein), Privat (Hernández), ELKER (Brauer); **S. 50** Gerd Herzog; **S. 52** Talitha Kumi.

HABEN SIE ANREGUNGEN, KRITIK ODER THEMENWÜNSCHE?

Schreiben Sie uns per E-Mail oder Brief an

redaktion@berliner-missionswerk.de

Berliner Missionswerk
Redaktion **Welt***Blick*
Georgenkirchstraße 69/70
10249 Berlin

WIR FREUEN UNS AUF IHRE ZUSCHRIFT!

www.blauer-engel.de/uz195
RG4

Dieses Druckerzeugnis ist mit dem Blauen Engel ausgezeichnet.

Liebe Leserinnen, liebe Leser,

Gerd Herzog

ist Mitarbeiter im Öffentlichkeitsreferat des Berliner Missionswerkes.

»Das Freiwilligenprogramm hat mich verändert.« Das lesen und hören wir immer wieder von ehemaligen Freiwilligen, wenn sie über ihr Auslandsjahr sprechen. Während ihres Einsatzes werden die TeilnehmerInnen älter, erfahrener, selbstständiger. Sie lösen sich aus der gewohnten Umgebung, sind häufig zum ersten Mal von ihren Familien getrennt und wagen den Schritt in die Welt.

50 Jahre Freiwilligenprogramm des Berliner Missionswerkes – das feiern wir in diesem Jahr - wenn auch anders, als wir geplant hatten.

In diesem Heft kommen Menschen zu Wort, die es möglich machen, dass jedes Jahr, und in jedem Jahr mehr, Freiwillige zu immer mehr Einsatzorten ausreisen. Unsere diesjährigen Freiwilligen kommen zu Wort, die im Frühjahr wieder nach Deutschland zurückkehrten. Und ehemalige Freiwillige erinnern sich an längst vergangene Zeiten in Tansania oder Südafrika. Und sie erinnern sich daran, als sei es gestern gewesen …

Das Freiwilligenprogramm unseres Werkes hat sich verändert in den letzten fünf Jahrzehnten. So wie die Arbeit des Berliner Missionswerkes vielfältiger geworden ist, sind auch die Einsatzstellen vielfältiger geworden. Davon berichtet Margarete Lorenz in ihrem Artikel. Sie ist übrigens selbst eine ehemalige Freiwillige. Schön, dass uns so viele Freiwillige über eine so lange Zeit verbunden bleiben.

Ihnen ein gesegnetes Christfest und alles Gute für das neue Jahr!

Ihr

Inhalt

30

Ostjerusalem
»Alle verlieben sich«

2 Impressum

3 Editorial

4 Inhalt

6 **Meditation: Mit-sein, Mit-helfen, Mit-beten**
Von Bischof Dr. Christian Stäblein

50 Jahre FREIWILLIGENPROGRAMM

10 Engagement
Spuren hinterlassen
50 Jahre weltweit aktiv

13 BibelSeite
»Der Abschied war wie Sterben«
Mit dem Direktor in der Bibel geblättert

14 Jubiläum
Erfolgsstory
Es begann mit einem spontanen Einsatz

16 Tansania
Weltbild
Auf afrikanische Füße gestellt

20 Südafrika
Unverrückbar?
Grundüberzeugungen, neu sortiert

21 Südafrika
»Die, die dazu kommt«
Wie aus Meike Waechter
Motlatso Makoala wurde

24 Kuba
Privileg und Abenteuer
Die Begleitung der Freiwilligen ist
eine Herausforderung

26 Palästina
Plötzlich Deutschlehrerin
Ein Jahr in Talitha Kumi

30 Ostjerusalem
»Alle verlieben sich«
Ein ganz besonderer Einsatzort

20

Südafrika
Meike Waechter: Wurde in Südafrika zu Motlatso Makoala.

32 **KurzForm**

37 HeimSpiel
London-Berlin-Konferenz: Neue Normalität

40 WeltReise
Taiwan: Stimme der Stummen

40

Taiwan
Stimme der Stummen

26

Palästina
Julia Holtz: Plötzlich Deutschlehrerin

16

Tansania
Carsten Bolz: Nachhaltig geprägt

44 HeimSpiel
Alte Feindbilder in neuem Gewand

48 **Menschen mit Mission**

50 HeimSpiel
Missionswerk: Vertrauen geschenkt

51 **Einsatzstellen für Freiwillige 2021/22**

52 **Spenden und Helfen**

Mit-*sein*, Mit-*helfen*, Mit-*beten*

»Nämlich dass die Heiden Miterben sind und mit zu seinem Leib gehören und Mitgenossen der Verheißung in Christus Jesus sind durch das Evangelium.«
Epheser 3,6

VON BISCHOF DR. CHRISTIAN STÄBLEIN

Mitmachen, mithelfen – Angela, die in Taiwan ihren Freiwilligendienst leistet, erzählt in der Freiwilligenzeitschrift des Jahrgangs 18/19 mit dem schönen Titel »Bin mal weg« – nämlich in der Welt –, Angela schreibt: Besonders schön finde ich den Abwechslungsreichtum meiner Aufgaben. Im Seamen's & Fishermen's Service Center habe ich die meiste Zeit mit erwachsenen Fischern zu tun, während ich im Disability Center mit Kindern arbeite. Mit sein, mit helfen als Programm. Philipp aus Dresden schreibt im gleichen Heft: In einem fremden Land Kontakte aufzubauen mag schwer sein, doch sind gerade die Proben mit »Brass for Peace« die Möglichkeit, mit Jugendlichen in meinem Alter außerhalb der Arbeit in Kontakt zu kommen, wo ich statt des Freundes oft den Lehrer raushängen lassen muss. Die Musik macht's möglich. Die Freiwilligenzeitschrift ist voll von Erzählungen über Mit-sein in Arbeit, Dienst, Erleben und Gebet und dem Versuch, wie Joshua so schön aus Kuba vom Zentrum Martin Luther King in Havanna erzählt, mit einem christlichen Bewusstsein die Lebensrealität der Menschen in Kuba konkret zu verbessern. Mitfreiwillige sagen über Joshua, er habe sich schon ein wenig kubanisiert. Er ist voll mit dabei.

Das Freiwilligenprogramm des Berliner Missionswerks gehört zu den Herzstücken der gesamten Arbeit. Man liest sich schnell fest in den Berichten aus Tansania, Südafrika, Taiwan, Indien oder auch Italien – und das kleine Wörtchen »mit« gehört zu den häufigsten Worten im Jahrgangsheft. »Mit zu sein« scheint mir Ausdruck der Idee des Freiwilligenprogramms und des Berliner Missionswerkes insgesamt: es geht beim Senden ums Mit-sein, beim Helfen, geht es eben nicht ums Über-helfen, sondern ums Mit-helfen. Und beim Beten geht es auch nicht als erstes ums Vor-beten, es geht ums Mit-beten. Berliner Mit-ionswerk; so ließe sich vielleicht etwas salopp der Name abwandeln, durchaus programmatisch: Mission des Mit-seins.

Der Schreiber des Epheserbriefes beschreibt das Geheimnis Christi, nämlich dass die Heiden Miterben sind, und mit zu seinem Leib gehören und Mitgenossen der Verheißung in Christus Jesus sind durch das Evangelium (Eph 3,6). Dreimal »mit« in einem Satz. Das ist das Thema, der cantus firmus des Epheserbriefes: das Einreißen des Zaunes zwischen den verschiedenen Gruppen der Gemeinde, das Mitbürger sein der Heiligen und Gottes Hausgenossen. Paulus, der Gefangene Christi für die Heiden, wie es am Anfang des Abschnitts im dritten Kapitel des Epheserbriefes heißt, um ihretwillen hat er gelitten und für sie gerungen, um ihr Mitsein. Und das also sind sie nun: Miterben, Mitgenossinnen und –genossen an seinem Leib. Ein Weihnachtstext ist dieser Satz aus dem Epheserbrief. Weihnachten ist Gottes unverbrüchliches mit der menschlichen Natur sein, mit uns. Immanuel: das ist ja wörtlich der Gott mit uns. Inspiriert, ja inkorporiert, mit im Körper, im Leib. Und so wir auch mit anderen. Kubanisiert etwa, wie Joshua so schön schreibt.

Mit – wo etwas so sehr betont wird, ist es in der Regel gerade nicht selbstverständlich, ist es schwierig oder umstritten. Joschua, Miriam, Angela und Philipp und all die anderen Freiwilligen lernen und erleben in den Ländern, in denen sie sind, aber auch hier im Berliner Missionswerk in Vor- und Nachbereitung, auf wie viel Vorbehalte Mission treffen kann. Wie fraglich immer wieder ist, worum es bei ihr geht. Mitsein? Oder doch mehr Mit-bestimmen zum Beispiel, und dann womöglich auch bald ohne mit, einfach Bestimmen eben. Hilfe ist nicht ohne Ambivalenz, selten ist sie das, ganz schnell wird sie zur Herrschaft. Mission ist immer wieder auch so erlebt worden: mehr ein gegen als ein mit. Davon sind wir zum Glück seit vielen Jahrzehnten weg. Aber vergessen oder verdrängen sollen wir den Umstand nicht. Es gehört ja quasi zur menschlichen DNA, dass mit nicht immer leicht ist.

My name is Yun-Fang, I am 22 years old and I come from Taiwan. For one year, I am living in Berlin and working in Berlin Mission. Auch das lässt sich in der Freiwilligenzeitschrift lesen – Yun Fang als Inwärts-Freiwillige in Deutschland, Reverse Mission in sehr praktischer, direkter Form. Deutschland ist eben auch Missionsland, wir sind wahrlich froh und dankbar, wenn Christinnen und Christen zu uns kommen und uns ihren Glauben lehren, zeigen. Answering «No problem" with a smile on my face is probably the common experience for people who talk to me, sagt Yun-Fang. Das ist ein mit, das mir oft genug fehlt. Dieses mit bringen nicht selten die Freiwilligen mit, die zurück kehren – Joschua, wenn er dann noch ein ganzes Stück mehr kubanisiert ist, wie er so schön formuliert – also noch ein Stück mehr mit diesem Bewusstsein des Martin Luther King Zentrums in Havanna: Glauben stärken, Lebensrealitäten verändern. Ein Stück Verschmelzung hin zu einer Welt, das ist das Programm des Missionswerkes: eine Welt, ein gutes Stück Verschmelzung, neue Realitäten, no problem with a smile on my face. Oder anders, mehr so substantivisch-deutsch formuliert: Weltverantwortung aus gemeinsamem Glauben. – Eine Welt, Reverse Mission – das war durchaus auch das Programm des Epheserbriefes, in dem ja die Betonung des Einen, Gemeinsamen ganz vorne steht. Ein Herr, ein Glaube, eine Taufe, ein Gott und Vater aller – was in unseren Ohren bisweilen monoman bis totalitär klingt, meint ja nicht: keine Vielfalt. Es meint: Vielfalt mit neuen Mits, neuer Lebensrealität, in der nicht mehr die eine oder andere Herkunft oder Tradition bestimmend ist. Ein Glaube – in zig Spielarten, der Zaun ist eingerissen.

Bischof
Dr. Christian Stäblein

ist Vorsitzender des Missionsrates des Berliner Missionswerkes.

50 Jahre

Der Jahrgang 2014/15, erwartungsfroh und bereit für den großen Sprung. Mit dem Team des Freiwilligenprogramms am Wannsee.

in alle WELT

Unser Freiwilligenprogramm feiert Jubiläum

Flexibel

Das Freiwilligenprogramm feiert Jubiläum in einem besonderen Jahr

Im Corona-Jahr wurden die Anforderungen an die Flexibilität der Freiwilligen noch einmal ganz neu auf die Probe gestellt. In den ersten Wochen des Jahres ging es noch darum, in sich hineinzuhorchen, wie es mit der eigenen Bereitschaft aussieht, in einem Land auszuharren, wenn die Welt von einer Pandemie in Schach gehalten wird. Ende März dann wartete dieses Jahr, in dem wir das 50. Jubiläum unseres Freiwilligenprogramms feiern, mit einer ganz neuen Herausforderung auf.

TEXT: SABINE KLINGERT

Der gesamte Jahrgang musste den Dienst abbrechen und zurückkehren in die Heimat, die ihrerseits zum Krisengebiet geworden war. Die kommenden Wochen erforderten Geduld und das flexible Einlassen auf immer neue Begebenheiten. Verlässliche Planungen waren und sind nur noch für die jeweils kommende Woche möglich, alles andere erfordert den Zusatz »vielleicht« oder »falls es dann wieder möglich ist«. Insgesamt sechs Freiwillige konnten im Spätsommer ihren Freiwilligendienst in den Partnerkirchen antreten. Alle anderen Entsendungen mussten verschoben oder abgesagt werden. Gerade haben wir den Freiwilligenjahrgang 2021/22 ausgewählt. Wieder hieß es am Auswahlwochenende »vielleicht« oder »falls es bis dahin möglich ist«. Wir alle leben in diesen Tagen mit sehr viel Ungewissheit.

Aber wie lebt es sich als Freiwillige oder Freiwilliger, wenn weltweit die Zahlen der Corona-Erkrankten exponentiell ansteigen und das Auswärtige Amt für fast alle Länder dieser Welt Reisewarnungen ausspricht? Wie funktioniert ein Programm, das davon lebt, dass persönliche Begegnung und Nähe entstehen?

Sie haben es vielleicht schon vermutet: Die Freiwilligen und die Einsatzstellen zeigen sich sehr flexibel. Sie stellen sich den Herausforderungen, den nötigen Sicherheitsvorkehrungen und Einschränkungen. Wie auch hier in Deutschland werden viele Veranstaltungen in den digitalen Raum verlegt. Die persönlichen Kontakte, die weiterhin möglich sind, werden umso wichtiger und wertvoller: Freiwillige, die gemeinsam einge-

50

»Für nichts auf der Welt würde ich dieses Jahr eintauschen wollen und ich bin unglaublich dankbar für diese Erfahrung und alles, was ich aus diesem Jahr mitnehmen durfte.«

PAULA OPEL, 2017/18 FREIWILLIGE
IM HURUMA-CENTER, TANSANIA

setzt sind, rücken umso näher zusammen und unterstützen sich gegenseitig.

Denn Flexibilität brauchen die jungen Menschen von dem Moment an, da sie sich für ein Jahr im Ausland entscheiden. Stellen Sie sich vor, Sie bewerben sich auf einen Freiwilligendienst in Tansania, aber erhalten nach Abschluss des Verfahrens den Vorschlag nach Kuba zu gehen. Sie können sich sicher vorstellen, dass es einiges an gedanklicher Flexibilität erfordert, sich auf das neue Land, die neue Sprache und andere Verhältnisse einzulassen und die bisher gefassten Vorhaben über Bord zu werfen. So ähnlich ergeht es Jahr für Jahr BewerberInnen, denen wir nicht ihren ersten Wunsch für ein Land ermöglichen können. Viele lassen sich dennoch auf das Wagnis ein und ebnen damit flexibel den Weg für den nächsten Lebensabschnitt.

In kalte Gewässer

Auch in der Vorbereitungsphase werfen wir die Freiwilligen fortwährend in kalte Gewässer. Beim Einsatz in der Kältehilfe in der Berliner Stadtmission begegnet ein Großteil der Freiwilligen wohnungslosen Menschen erstmals aus nächster Nähe. Die jungen Menschen erhalten dort die Gelegenheit, bei persönlichen Gesprächen die eigenen Vorurteile über Bord zu werfen. Ähnlich verhält es sich beim Anti-Rassismus-Training, bei dem die Freiwilligen sich ebenfalls an die Grenzen ihrer eigenen Toleranz und Unbefangenheit herantasten. Bei unserem Erlebnisparcour im Sommer durchleben die Freiwilligen bei einer Art Mitmachtheater knifflige Situationen, die ihnen in den Einsatzländern begegnen könnten, und müssen spontan und ja, auch flexibel, darauf reagieren. Dabei kann es vorkommen, dass sie unerwartet die Leitung eines Partnerschaftstreffens übernehmen oder sich mit übermütigen Freiwilligen oder undurchsichtigen Taxifahrern auseinandersetzen müssen

Und dann natürlich der Freiwilligendienst selbst: zunächst der Abschied von allem Vertrauten, von der Geborgenheit der Kindheit und des Elternhauses voller Vorfreude und Ehrfurcht hinein in den nächsten Lebensabschnitt.

Was motiviert junge Menschen, einen Freiwilligendienst zu absolvieren? Sicher steckt immer auch ein wenig Abenteuerlust hinter dem Wunsch, Freiwilliger zu werden; der Antrieb die Welt hinter dem eigenen Gartenzaun kennenzulernen, in völlig neue Bezüge einzutauchen und eine Welt kennenzulernen, in der die eigenen Wertigkeiten und Ansichten nicht mehr selbstverständlich Gültigkeit haben. Immer wieder begegnet uns aber auch die Sehnsucht nach einer sinnerfüllten praktischen Tätigkeit, die bewusst im Gegensatz zur kopflastigen Schulzeit stehen soll. Auch das »Helfenwollen« wird von vielen Freiwilligen als Motivator genannt. Schon früh gilt es dann aufzuklären, dass alle Freiwilligen natürlich praktisch mit anpacken, aber auf weiten Strecken diejenigen sein werden, die von den vermeintlich marginalisierten Menschen Hilfe empfangen. Fast immer gibt es Menschen vor Ort, die die Freiwilligen an die Hand nehmen, sie beim Spracherwerb unterstützen, ihnen das Land zeigen oder Tisch und Mahlzeit mit ihnen teilen, die eigenen Fehler spiegeln und den Lernprozess begleiten. Häufig sind es, egal ob hier in Deutschland oder sonst irgendwo auf

Keine einfachen Erklärungen

der Welt, die betreuten Kinder, die sich als die tauglichsten SprachlehrerInnen erweisen.

Der Wunsch, wirklich in eine Kultur eintauchen zu wollen und darin aufzugehen, erfordert von den Freiwilligen die Flexiblität zu erkennen, dass es in der Regel keine einfachen Erklärungen für die Verfasstheit unserer Wirklichkeit gibt. Die Realität im Einsatzland ist so komplex und vielschichtig, dass lediglich eigene Erfahrungen beschrieben werden, aber dadurch keine allgemeingültigen Rezepte à la »die Italiener sind so oder so, weil dies oder jenes« abgeleitet werden können. Viele Freiwillige achten in ihrer Berichterstattung sensibel

50

»Besonders intensiv erlebte ich die Vorbereitungsseminare, geleitet von Mitarbeitenden des Missionswerkes und von einer großen Zahl ehemaliger Freiwilliger. Bis heute prägen mich viele der Momente, die ich von dort mitgenommen habe.«

PAUL ERCHINGER, 2017/2018 FREIWILLIGER
IN GÖTEBORG, SCHWEDEN

auf diskriminierungsfreie Sprache und bemühen sich, Vorurteile bei ihren LeserInnen abzubauen und eine vielseitige Lebenswirklichkeit in den Einsatzländern zu schildern. Es ist nicht leicht, der Verlockung zu entgehen, diejenigen Erfahrungen zu filtern, die den eigenen Vorstellungen entsprechen und das eigene Bild daraus zu formen. Wir Menschen sind regelrechte KünstlerInnen darin, die Realität zu verdrehen, bis diese ins eigene Weltbild passt und leichter zu verdauen ist.

Die kritische Auseinandersetzung mit vielen Themen in den Begleitseminaren ist eine große Stärke von Freiwilligenprogrammen gegenüber anderen Angeboten. Freiwillige werden ausgewählt, intensiv vorbereitet und begleitet. Sie starten in ihre Freiwilligendienste mit dem Bewusstsein, dass sie mit ihrer Berichterstattung Verantwortung übernehmen, da sie plötzlich ungewollt von ihrem Umfeld als ExpertInnen wahrgenommen werden. Das kann manchmal auch bedeuten, Gelerntes wieder verlernen zu müssen. Es ist eine große Herausforderung (vielleicht auch Überforderung), sich vorurteilsarm auf ein neues Umfeld und die damit verbundene Lernerfahrung einzulassen.

Gerade in der Anfangszeit sind alle Sinne gefordert, um die neuen Eindrücke zu verarbeiten. Erinnern Sie sich noch an ihren ersten Schultag? Die ersten Wochen in dieser völlig neuen Umgebung, die neuen Gesichter, die neuen Regeln, die neue (Schrift-)sprache? In den ersten Wochen prasseln neue Eindrücke und Erkenntnisse auf die Freiwilligen ein, die sortiert und eingeordnet werden wollen. Die Lernkurve steigt steil an.

Es gibt zahlreiche Studien zu der Frage, was Freiwilligendienste bei den Beteiligten, aber auch in den Einsatzländern bewirken. Ergebnisse sind kaum messbar, da schwerlich beurteilt werden kann, wie die Freiwilligen sich ohne den Dienst entwickelt hätten, ob sie sich beispielsweise trotzdem engagiert hätten, ihre Perspektiven erweitert oder berufliche Entscheidungen überdacht hätten.

Nach zehn Jahren im Referat kann ich festhalten, dass Freiwilligendienste alles Mögliche bewirken, je nachdem, wer daran teilnimmt und was in der Welt so los ist. Es gibt Freiwillige, die ihre gesamte Lebensplanung über Bord werfen und ihre »Bestimmung« finden, es gibt Freiwillige, die plötzlich radikale Ansichten entwickeln; solche, die wütend über die Ungerechtigkeit in der Welt sind; solche, die sich engagieren, denen Politik wichtiger wird; solche, die sich verlieben oder sogar heiraten; solche, die immer rastloser werden – und solche, bei denen alles Genannte zusammenkommt. Die Erfahrungen sind so vielseitig wie die Freiwilligen selbst. Zurück bleibt fast immer eine Verbundenheit mit den Menschen und den Orten, das Bewusstsein um die eigenen Privilegien und die damit einhergehende Verantwortung für diese Welt.

Auch wenn wir nicht wissen, was die kommenden 50 Jahre Freiwilligenprogramm bringen – eines ist gewiss: Wir müssen im Freiwilligendienst flexibel bleiben. /

INFO
Interesse an einem Freiwilligenjahr 2022/23?

Hier informieren
→ *berliner-missionswerk.de/freiwilligenprogramm*

Sabine Klingert
hat selbst schon in Tschechien, Großbritannien und Brasilien gelebt und leitet seit 2017 das Ökumenische Freiwilligenprogramm des Berliner Missionswerkes.

»Der Abschied war wie Sterben«

Mit dem Direktor in der Bibel geblättert

Viele junge Menschen erlebten während ihres Freiwilligenjahrs zum ersten Mal eine längere Trennung von ihrer Familie, in einer fremden Kultur. Welche Bibelstelle würden Sie Ihnen in dieser Situation zur Lektüre empfehlen?

CHRISTOF THEILEMANN: Da muss ich sofort an unseren Trauvers denken, der meine Frau und mich seit unserer Hochzeit begleitet hat: »Denn Gott hat uns nicht gegeben den Geist der Furcht, sondern der Kraft und der Liebe und der Besonnenheit.« (2. Timotheusbrief 1,7)

Können Sie dies näher erläutern?

CHRISTOF THEILEMANN: Ich kann mich in unsere Freiwilligen gut hineindenken. Mir ging es auch so, als ich – ein im Osten Deutschlands aufgewachsener junger Mann – vom Ökumenischen Rat der Kirchen das Privileg bekam, im Rahmen meiner Promotionsarbeit für ein postgraduales Studium an die Universität Cambridge zu gehen. Es war meine erste Reise in den Westen. Als ich fuhr, durfte ich meine Familie nicht mitnehmen. Der Abschied war wie Sterben. Dann der belastende Weg durch die Kontrollen im Bahnhof Friedrichstraße, die Soldaten mit den Hunden auf dem Bahnsteig, gefolgt von der Fahrt mit dem Interzonenzug durch die DDR, dann die Bundesrepublik, dann Belgien, der Hovercraft nach Dover, der Zug nach London … Und dann stehst Du am Samstagnachmittag auf dem Bahnhof Victoria in London, hast noch nie so viele Menschen auf einmal auf einem Fleck gesehen, weißt nicht, ob Dein Geld reicht. Das ganze Gepäck! Der Dich abholen soll, ist nicht gekommen. Nun mach' mal! (Und das war ja nicht Tansania oder Taiwan, sondern Europa) … Ohne Gott und die Liebe meiner Frau hätte ich das nicht geschafft. Schließlich war ich beim ersten Abendgebet in der Kapelle unseres Colleges in Cambridge (Komplet). Der erste Moment der Ruhe: Dunkelheit und Kerzen. Und die Bibellesung war – 2. Timotheus 1.

Können Sie sich noch an einen Vers erinnern, der Sie im Ausland begleitet hat?

CHRISTOF THEILEMANN: Die Bibel wird ja in diesen Zeiten zu Unrecht sehr gescholten. Ich habe aber immer wieder erlebt, dass ihre Worte ganz aktuell werden. Manchmal kannst Du Dich eben nur an Worte halten. Jesus sagt in Johannes 8,32: »Wenn ihr bleiben werdet an meinem Wort, so seid ihr wahrhaftig meine Jünger und werdet die Wahrheit erkennen, und die Wahrheit wird euch frei machen.« Am Silvesterabend 1986 war ich (ich hatte doch zu Weihnachten nach Hause fahren können) auf dem Weg zurück nach Cambridge. In meinem Waggonabteil war ein junges Paar mit zwei Kindern, das gerade aus der DDR (freigekauft!) ausgereist war. Wir fuhren, vom Bahnhof Zoo kommend, durch Potsdam. Die Familie hatte mit dem Großvater im Osten verabredet, dass sie vom Zug aus mit Taschenlampen leuchten würden, denn der Zug kam am Haus vorbei, wo der Großvater wohnte. Und wir fuhren da vorbei. Die Kinder schwenkten ihre Taschenlampen. Und draußen in einem Haus in der Dunkelheit stand ein alter Mann am Fenster und schwenkte – verloren in der Nacht – eine Taschenlampe, während irgendwo eine Rakete durch die Luft zischte. Und die Eltern weinten bitterlich … Das war ganz hart. Knapp drei Jahre später aber hatte sich die Wahrheit mit Gebeten und Kerzen durchgesetzt und uns frei gemacht.

Erfolgsstory

Das Freiwilligenprogramm des Berliner Missionswerks wird 50

Die Welt steht uns offen! Freiwillige des Jahrgangs 2014/15 kurz vor der Ausreise.

Seit nunmehr 50 Jahren entsendet das Berliner Missionswerk jedes Jahr junge Erwachsene in die verschiedensten, auf der ganzen Welt verteilten Einsatzstellen. Seinen Anfang nahm das Programm dabei allerdings eher zufällig.

TEXT: MARGARETHE LORENZ

Gerade das Abitur in der Hand brach 1970 Erika Holthaus, geb. Flor, nach Südafrika auf. Weit weg von Deutschland und ihrer Schulzeit wollte sie in Johannesburg an einer »Christian Academy«, einer christlichen Konferenz, teilnehmen. Und traf dort zufällig auf Mitarbeiter der Missionsstation Kratzenstein. Spontan entschloss sie sich, für sechs Monate auf der Station des Berliner Missionswerkes mitzuarbeiten. Aus einem halben wurde fast ein ganzes Jahr, und aus dem spontanen Einsatz der Abiturientin entsprang die Idee, regelmäßig »missionarisch-diakonische HelferInnen« zu den Missionsstationen und Partnern des Berliner Missionswerkes zu entsenden.

Seitdem haben immer mehr junge Menschen Interesse an so einem Einsatz als Freiwillige. Um dieser Nachfrage gerecht zu werden und die sich stets weiterentwickelnden Partnerschaften des Berliner Missionswerkes und der EKBO zu pflegen, werden heute jährlich zwischen 25 und 30 Freiwillige in zwölf verschiedene Länder entsandt; von Schweden, Italien, Rumänien, Großbritannien über Taiwan, Indien, China, Israel/Palästina bis zu Tansania, Uganda, Südafrika und Kuba. Die Einsatzmöglichkeiten sind ebenfalls breit gefächert. So können sich die Freiwilligen beispielsweise in der Arbeit mit Geflüchteten engagieren, an Schulen mitwirken oder Kirchgemeinden und Diakoniezentren unterstützen.

Auf diesem Weg werden nicht nur die partnerschaftlichen Beziehungen des Berliner Missionswerkes zu den Partnerkirchen und -projekten erhalten und gepflegt, den Freiwilligen wird die einzigartige Möglichkeit geboten, in eine neue Kultur einzutauchen, Neues zu erleben und ihren Weltblick zu erweitern.

So war es 1986 dem Freiwilligen Nils Altmann beispielsweise möglich, der Krönung Mswati III., des Königs von Swasiland, beizuwohnen und sogar als Teil eines dort auftretenden Chores daran mitzuwirken. Andere Freiwillige bauen in Iringa/Tansania einen Hühnerstall für das Huruma-Straßenkinderzentrum, helfen im Heiligen Land bei der Olivenernte, inszenieren in London das Krippenspiel für ihre Kirchengemeinde, assistieren im Matema Krankenhaus/Tansania bei Geburten. 2011 wurden sie sogar in Palästina vom damaligen Bundespräsidenten Joachim Gauck besucht.

Die so gewonnenen Erlebnisse begleiten und bewegen die Freiwilligen oft nachhaltig und ein Leben lang. Emma Sandner, 2018/19 Freiwillige in Jerusalem, beschreibt ihre Erfahrung »als eine eigene Galaxis, deren Sterne ich entdecken durfte, als unerschöpflichen Teil eines noch viel größeren Universums: So habe ich mein Freiwilligenjahr [...] erfahren. Das hat meinem Leben eine Richtung gegeben und mir etwas mehr gezeigt, was ich in dieser Welt sein möchte.«

Das Berliner Missionswerk entsendet nicht nur Freiwillige ins Ausland, sondern empfängt im Rahmen des Inwärts-Programms seit 2016 auch jährlich fünf bis zehn junge Menschen in Deutschland. Hierfür werden stets neue Einsatzmöglichkeiten und Gastfamilien gesucht. Die Corona-Pandemie führte dieses Jahr leider dazu, dass die Freiwilligen ihre Einsatzstellen im Frühjahr verlassen und zurück nach Deutschland bzw. in ihre Heimatländer kehren mussten. Auch die Entsendung des Jahrgangs 2020/21 ist nicht in vollem Umfang möglich, da die Situation in manchen Einsatzländern eine Entsendung noch nicht wieder zulässt.

Dennoch arbeitet das Team mit Hochdruck daran, den Einsatz in so vielen Stellen wie möglich sicher zu gestalten, sodass auch dieses Jahr wieder junge Menschen die Chance haben, ebenfalls eine einzigartige Zeit erleben zu dürfen.

50

»Mein Freiwilligenjahr war wohl die beste, vielleicht aber auch gleichzeitig eine der schwersten Entscheidungen, die ich bisher in meinem Leben getroffen habe. Die schwerste, weil ich mein zweites, liebgewonnenes Zuhause wieder verlassen musste.«

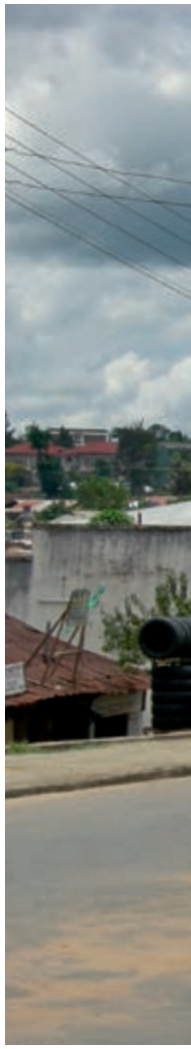
MARGARETHE LORENZ, 2018/19 FREIWILLIGE IN GROSSBRITANNIEN

Magarete Lorenz

war 2018/19 Freiwillige in London. In der Gemeinde St. Luke's, West Kilburn, lernte sie bei Tee und Keksen viel über Gentrifizierung, prekäre Verhältnisse und eine diverse Gemeinde. Ihr Artikel erschien zuerst in »Die Kirche« 37/2020.

Das Weltbild auf *afrikanische Füße* gestellt

Vom Jahr in Tansania nachhaltig geprägt



Im Jahr 1986/87 studierte Carsten Bolz Theologie an der Hochschule der Evangelisch-Lutherischen Kirche von Tansania. Was bedeutet ihm dieses Jahr heute? Wie hat es ihn verändert? Und was hat es für die Partner vor Ort bedeutet? Ein Blick zurück.

TEXT: CARSTEN BOLZ

Dass ich damals nach Tansania ging, war ein besonderes Projekt im Freiwilligenprogramm, denn ich ging als Theologiestudent nach Tansania und verbrachte meine Zeit vor allem an der theologischen Hochschule der Evangelisch-Lutherischen Kirche von Tansania in der Nähe von Arusha. Dort studierte ich mit tansanischen Kommilitoninnen und Kommilitonen. Vieles in jenem Jahr war für mich wie ein langes Repetitorium, Altes und Neues Testament noch einmal im Schnelldurchlauf, ein wenig Systematik und Philosophie.

Und ich erinnere mich gut an die vielen nächtelangen Diskussionen, nachts konnte man ohnehin kaum was anderes machen, als bei Kerzenlicht zu diskutieren, wenn der Strom ausgefallen war. Diskussionen mit den KommilitonInnen über Gott und die Welt, die Erste und die Dritte Welt natürlich, über unser Verständnis von Mission und Missionsgeschichte und die Frage, was die mit der Kolonialgeschichte dann doch gemein hatte, über das Miteinander von Christen und Muslimen, das für die tansanischen Geschwister schon vor dreißig Jahren ein ganz wichtiges Thema war, auch über die Rolle von Frauen in der Kirche. In der Evangelisch-Lutherischen Kirche von Tansania wurden damals noch keine Frauen zum Pfarrdienst ordiniert. Das wurde erst kurze Zeit später möglich. So war es dann in unserem Partnerkirchenkreis auch lange Jahre so, dass dieser bis 2014 von einer Frau geleitet wurde.

Für mich, für mein theologisches Denken, für mein Gebets- und Glaubensleben war das Jahr in Tansania nachhaltig prägend. Ich kann spätestens seither Christentum nur noch weltweit und dem Grunde nach auch nur noch ökumenisch

»… und natürlich leben sie in Häusern«: 150.000 Einwohner, mehrere Universitäten, eine moderne Metropole: Iringa in Tansania. Hier unterstützen das Berliner Missionswerk und der Kirchenkreis Charlottenburg-Wilmersdorf das Huruma-Center für Straßenkinder.

denken. Ich habe gelernt, dass Afrika eine Geschichte hat, die lange vor der Kolonialzeit beginnt. Ich habe den Wert afrikanischer traditioneller Religionen schätzen gelernt. Ich bin von meinem hohen europäischen Ross heruntergestiegen und kann nicht mehr von Stämmen reden, die in Hütten leben, wenn Völker und Häuser gemeint sind. Es leben ja weit über hundert Völker in Tansania und natürlich leben sie in Häusern, auch wenn ein durchschnittliches tansanisches Haus nicht dem Idealbild eines deutschen Hauses entspricht.

Ich weiß seither, dass afrikanisch als Eigenschaft genauso vielfältig aussagekräftig ist wie europäisch. Waren Sie schon einmal in einem europäischen Restaurant? In einem afrikanischen waren Sie vielleicht schon mal …

Kurz: Mein Weltbild ist vom europäischen Kopf auf afrikanische Füße gestellt worden. Interreligiöses habe ich gelernt wie auch Interkulturelles. Kontextualisierung ist mir ein wichtiges Anliegen geworden, spätestens, seit ich einer tansanischen Gemeinde erklären musste, wie das mit Christus als Brot des Lebens gemeint ist in einem Land, in dem Brot die Nahrung der Kolonialherren oder allenfalls der reichen Leute war und nicht tägliches Grundnahrungsmittel.

Und Geduld habe ich gelernt. Eine Grundeigenschaft in einem Land mit anderem Zeitverständnis. Mich hat dieses Jahr in Tansania grundlegend geprägt. Ich möchte es nicht missen.

Inwieweit diese Zeit auch für die Partner wichtig war, lässt sich insgesamt wohl nur schwer sagen. Im Januar 2014 konnte ich mit einer Delegation unseres Kirchenkreises unsere Partner

50

»Mein Begriff von Heimat hat sich durch das Südafrika-Jahr verändert: So toll dieses Jahr im Ausland war, mein Zuhause ist in Deutschland.«

BIRGIT RIEMANN, 1991/92 FREIWILLIGE 1992 IN POLOKWANE (PIETERSBURG/SÜDAFRIKA)

in Iringa im südlichen Hochland von Tansania besuchen. So führte mich nach 25 Jahren zum ersten Mal wieder der Weg in dieses Land, das mir ans Herz gewachsen ist.

Am Sonntag nahmen wir selbstverständlich an den drei Gottesdiensten in der lutherischen Hauptkirche in Iringa teil. Ich hatte das »Vergnügen«, drei Mal hintereinander predigen zu dürfen, und überraschenderweise ließ sich mein Swahili ganz gut reaktivieren. Nach dem dritten Gottesdienst, es war inzwischen Mittag geworden, kam ein Mann aus der Gemeinde auf uns zu. Er hatte davon gehört, dass eine Gruppe aus Berlin zu Besuch sei und zog ein Bild aus der Tasche. »Kennst du den Weißen darauf?«, fragte er mich. Meine Verblüffung war groß, das war ja ich … Und langsam ahnte ich, wer dieser Tansanier war, ein Jugendlicher aus den Partnergemeinden im Süden Tansanias, in denen ich 1986 einmal drei Wochen gelebt hatte, während der Semesterferien.

Natürlich war die Wiedersehensfreude groß. Wir beide hatten uns in der Zwischenzeit doch ein wenig verändert. Seither sind wir bei Facebook befreundet und whatsappen hin und wieder, wie man das heute eben macht auf den neuen Kommunikationswegen. Einmal habe ich ihn gefragt, wie er mein Auftauchen als Mzungu, also als Europäer, im südlichen Hochland von Tansania damals erlebt hat. Seine Antwort: »Ich habe mich damals sehr über deine Anwesenheit gefreut, weil ich erfahren habe, dass ein Europäer einen Afrikaner zum Freund haben kann. Und ich habe zum anderen gedacht, dass solch ein europäischer Freund mir sicher helfen würde, wenn ich mal ein Problem habe …«

Es sind damals Beziehungen entstanden, die sich, wie ich 2014 gemerkt habe, überraschend schnell reaktivieren lassen. Einer meiner damaligen Kommilitonen, Dr. Fidon Mwombeki, wurde später Generalsekretär bei der Vereinigten Evangelischen Mission in Wuppertal. Wir haben schon damals über die unterschiedlichen Sichtweisen auf Mission gestritten. Ein anderer meiner damaligen Kommilitonen und Freunde, Rev. Amin Sandewa, wurde in den 90er Jahren in seiner Familie und persönlich vom HI-Virus nachhaltig gebeutelt, zwei seiner Töchter und seine Frau sind an dem Virus gestorben und er selber lebte

Carsten Bolz in Tansania, 1986 und 2014 (mit Gaitan Nyondo).

viele Jahren damit. Aus der anfänglichen Depression heraus wurde er zum Handelnden und gründete die tansanische Abteilung einer Vereinigung von Religionsführerinnen und Religionsführern in Afrika, die selber mit dem HI-Virus leben.

Zu meinem großen Entsetzen ist er 2018 bei einem Autounfall ums Leben gekommen. Er hatte bis dahin hervorragende Aufklärungsarbeit zum Thema Aids in seiner lutherischen Kir-

che und den anderen Religionsgemeinschaften geleistet und war darüber hinaus auch zu einem wichtigen Kooperationspartner für das tansanische Netzwerk von Schwulen und Lesben geworden. Vor seinem Tod hatte er mir wieder geschrieben, dass sie dort in Tansania daran arbeiteten, Religionsführern auch in der lutherischen Kirche zu helfen, eine nicht diskriminierende Herangehensweise gegenüber Schwulen und Lesben, transgender und intersexuell zu entwickeln.

Was meine Anwesenheit damals für ihn bedeutete, hatte ich ihn 2017 gefragt, als wir uns in Daressalam wiedersahen. Seine Antwort damals: »Erstens die Gelegenheit zu erfahren, wie andere manche Dinge sehen; zum zweiten konnten wir erfahren, wie wir gemeinsam den Leib Christi bilden, und drittens konnte ich lernen, wie einer aus einer anderen Kultur und aus anderen wirtschaftlichen Zusammenhängen hierher kommen konnte und sich geduldig zurechtfand und mit uns gemeinsam gelernt hat. Als ich dich dann später in Berlin besucht habe, fiel es mir schwer, mir vorzustellen, wie du es damals schaffen konntest, das Leben in Tansania zu leben.«

Eine weitere Kommilitonin hat später als eine der ersten ordinierten Pfarrerinnen der lutherischen Kirche Tansanias beim Lutherischen Weltbund gearbeitet. Mein Zimmergenosse hat später in den USA promoviert und dort als Studierendenseelsorger gearbeitet. Das alles kann ich natürlich nicht auf meine Anwesenheit am lutherischen theologischen College Makumira zurückführen, aber ich würde doch wagen zu behaupten, dass auch mein Studienjahr dort zusammen mit anderen Austauschen insgesamt solche Entwicklungen gefördert hat und noch fördert.

Deshalb braucht es unablässig weiter Gelegenheiten, in denen wir unseren Partnerinnen und Partnern begegnen können und in denen wir voneinander und aufeinander hören. In solchen Begegnungen können wir verstehen – oder es zumindest versuchen –, was die jeweils anderen bewegt … /

Carsten Bolz

ist heute Superintendent des Kirchenkreises Charlottenburg-Wilmersdorf. Durch die Fusion der ursprünglich zwei Kirchenkreise ist ihm die langjährige Partnerschaft von Wilmersdorf nach Iringa und zum Huruma-Center in Tansania zugewachsen.

TANSANIA

Die Berliner Mission ist seit 1891 im Süden Tansanias aktiv. Die Arbeit ihrer Missionare trug dazu bei, dass die Evangelisch-Lutherische Kirche in Tansania (ELCT) mit, nach eigenen Angaben, 6,3 Millionen Mitgliedern (Stand 2020) zu einer der größten lutherischen Kirchen Afrikas heranwuchs. Die ELCT ist als Kirchenbund organisiert; ihr gehören heute 26 Diözesen – vergleichbar deutschen Landeskirchen – an. Die Kirche trägt das Gesundheits- und Bildungswesen Tansanias in entscheidendem Maße mit; über das ganze Land verteilt unterhält die ELCT Krankenhäuser, Erste-Hilfe-Stationen, Kinderheime sowie zahlreiche Schulen, darunter auch Blinden- und Gehörlosenschulen. Viele dieser Einrichtungen gehen auf die Gründung durch Berliner Missionare zurück, so auch das Krankenhaus Matema am Njassa-See. Die ELCT ist seit 1963 offizielle Partnerkirche der Evangelischen Kirche Berlin-Brandenburg-schlesische Oberlausitz.

Einwohner	**ca. 58,5 Millionen** *Juli 2020, geschätzt*
Fläche	**947.300 km²** *gut zweieinhalbmal so groß wie Deutschland*
Religionen	**35,2 %** Muslime **61,4 %** Christen **1,8 %** Anhänger traditioneller afrikanischer Religionen *(2010, geschätzt)*

Angaben: The World Factbook

50

»Interessant war es vor allem für mich mit meinen tansanischen Nachbarn gemeinsam zu kochen und zu essen und danach über Gott und die Welt zu diskutieren.«

TIM STAPPERFENNE, 2017/18
FREIWILLIGER IN ITAMBA/TANSANIA

Unverrückbar?

Wie ein Jahr in Südafrika Grundüberzeugungen neu sortierte

Was Familie und Erziehung angeht, bin ich mit festen Überzeugungen aufgewachsen. Zum Beispiel, dass es jeden Tag drei Mahlzeiten zu geben hat, zu denen man sich am Esstisch versammelt. Dass Kinder jeden Abend zu einer bestimmten Zeit ins Bett gehen sollten. Und dass es Kindern am besten geht, wenn sie bei ihren Eltern aufwachsen.

TEXT: MEIKE WAECHTER FOTOS: MR. MASHAPU

Früher schienen das für mich unverrückbare Wahrheiten zu sein. Wobei ich ehrlich gesagt schon als Jugendliche gemerkt habe, dass beispielsweise das mit den drei Mahlzeiten von vielen Menschen ganz anders gehandhabt wird, ohne dass sie darunter zu leiden schienen. Vollends erschüttert wurden meine Überzeugungen dann während meines Jahres in Südafrika. Da habe ich gemerkt, dass es unverrückbare Lebenswahrheiten nur selten gibt. Dass vieles, das wir dafür halten, auf sozialen Gewohnheiten beruht. Die anderswo ganz anders aussehen können.

So waren Kinder, die nicht bei ihren Eltern aufwuchsen, in meinem Weltbild in jedem Fall zu bedauern. Grund dafür konnte ja nur ein Schicksalsschlag oder eine Notsituation sein! In Südafrika sah ich, wie weit verbreitet es ist, dass Kinder nicht bei ihren Eltern lebten, sondern bei den Großeltern, Onkeln, Tanten oder anderen Verwandten. Manchmal gab es eine Notsituation, meist aber eher nicht. Irgendwann verstand ich, dass in Südafrika ganz andere Familienstrukturen bestehen. Man ist Teil einer Großfamilie und hat oft wesentlich mehr enge Bezugspersonen als bei uns. Den Kindern, die ich kennenlernte, hat es jedenfalls nicht geschadet, bei ihren Großeltern oder anderen Verwandten aufzuwachsen. Ich habe über den engen familiären Zusammenhalt mit dichten verwandtschaftlichen Beziehungen gestaunt.

»Die, die dazukommt«

Wie aus mir in Südafrika Motlatso Makoala wurde

Meine südafrikanische Gastfamilie, Familie Makoala, empfing mich mit offenen Armen, meine Mutter Sophie, mein Vater Thomas und meine Großmutter, auf Sotho: Koko. Koko nahm mich in der Familie auf, indem sie mir einen neuen afrikanischen Namen gab: Motlatso, das bedeutet »die, die dazukommt«. Seitdem hieß ich dort in Seshego Motlatso Makoala. Das war für alle viel einfacher als dieser merkwürdige deutsche Name Meike Waechter.

Später erfuhr ich, dass die drei Makoalas erst kurz vor meiner Ankunft gefragt worden waren, ob sie ein fremdes, deutsches Mädchen für ein Jahr bei sich aufnehmen könnten. Ich weiß nicht, ob sie lange überlegt haben. Ich weiß nicht, ob sie das Für und Wider abgewogen haben. Ich weiß nur, dass ich das auf alle Fälle getan hätte. Und ich weiß nicht, ob ich Ja gesagt hätte. Ich hätte Bedenken gehabt: Wer weiß, wie die tickt? Vielleicht passt sie nicht in unsere Familie? Es ist doch für eine Weiße in einer schwarzen Township viel zu gefährlich. So eine Verantwortung kann ich nicht tragen! Aber die Makoalas haben Ja gesagt. Irgendwann habe ich verstanden, warum: Die Großeltern und Urgroßeltern hatten auf den Missions-

stationen der Berliner Missionare gelebt. Die ganze Familie war der lutherischen Kirche in Südafrika seit Generationen tief verbunden. Und als das Berliner Missionswerk jetzt anfragte, ob eine junge Frau aus Berlin für ein Jahr aufgenommen werden könnte, dann war es für sie selbstverständlich, Ja zu sagen.

Ich wurde nicht nur bei Familie Makoala wie eine Tochter aufgenommen, sondern auch in der Kirchengemeinde. Und ich spürte das, wovon an manchen Sonntagen in Gottesdiensten gepredigt wird, am eigenen Leib. Ich spürte, dass die weltweite Verbundenheit in Jesus Christus, die alle Unterschiede nichtig macht, Wirklichkeit sein kann.

Mr. Mashapu, ein Freund der Familie Makoala, hatte in Seshego einen kleinen Lebensmittelladen mit einem Fotostudio im Hinterzimmer. Eine Woche vor meiner Abreise gingen die Makoalas mit mir dorthin, um Familienfotos machen zu lassen. Auf den Fotos sind meine Gasteltern Sophie und Thomas Makoala zu sehen, außerdem Thomas' Mutter, Koko, und Mammu, das Nachbarsmädchen, mit dem ich mich während des Jahres angefreundet hatte. Koko und Sophie sind inzwischen leider verstorben; zu Thomas und Mammu habe ich immer noch Kontakt.

Auch das Zubettbringen wurde in Südafrika ganz anders gehandhabt, als ich es aus Deutschland kannte. Die Kinder wurden quasi überhaupt nicht ins Bett gebracht; sie waren oft spätabends noch wach und schliefen einfach ein, wenn sie müde waren. Am nächsten Morgen wurden sie geweckt, und ein neuer Tag begann.

Ich weiß noch, wie verwundert ich anfangs über diese Gewohnheiten war. Als ich in Südafrika dann junge Leute in meinem Alter kennenlernte, erfuhr ich, dass sie alle so aufgewachsen waren und dass sie bei ihren Eltern, einem Elternteil oder andere bei Verwandten lebten. Und niemand von ihnen erschien mir verwahrlost oder in Not zu sein. Alle waren verantwortungsvolle, wissbegierige, liebenswerte Menschen. Ich musste sie nicht bedauern. Vielleicht war ich die bedauernswerte junge Frau, die in einer Kleinfamilie mit nur einem Bruder aufgewachsen war? Diese Erfahrung hat mich gelehrt, vorsichtig mit unverrückbaren Lebenswahrheiten zu sein und meine eigene Perspektive darauf immer zu hinterfragen

Als ich selbst Kinder bekam, habe ich gemerkt, dass ich trotz des Jahres in Südafrika vor allem deutsch und nicht (süd-)afrikanisch geprägt bin und meine Grundüberzeugungen weiterhin verinnerlicht habe. Ich achte auf drei Mahlzeiten am Tag und eine abwechslungsreiche, ausgewogene Ernährung. Meine Kinder wuchsen selbstverständlich bei mir und nicht bei anderen Verwandten auf. Und natürlich habe ich meine Kinder mit Abendritualen ins Bett gebracht und darauf geachtet, dass sie genug schlafen. Aber ich habe mich bemüht ihnen beizubringen, dass es kaum fest gefügte Verhaltensregeln gibt, die immer oder niemals gut oder schlecht sind, und dass die Menschen ihr Leben sehr unterschiedlich gestalten können. Und ich hoffe, dass ich ihnen Neugier und Toleranz gegenüber dieser Vielfalt mit auf den Weg geben konnte.

Meike Waechter

war 1991/92 ökumenische Freiwillige in Seshego, Südafrika. Seshego ist ein Township bei Polokwane, damals Pietersburg. Nach zwölf Jahren als Gemeindepfarrerin der Französischen Kirche zu Berlin ging sie 2019 als Gemeindedienstreferentin ins Berliner Missionswerk.

Privileg und *Abenteuer*

Die Begleitung der Freiwilligen darf man nicht auf die leichte Schulter nehmen

Junge Deutsche zu begleiten, die als Freiwillige in den sozialen Projekten unserer Kirchen in Kuba arbeiten, ist immer wieder ein Abenteuer, das Zeit erfordert. Den Entwicklungsprozess von Freiwilligen zu begleiten, setzt engagiertes Zuhören und einen offenen Dialog unter allen Beteiligten voraus, aber auch viel Flexibilität auf beiden Seiten. Kein Wunder, lernen die Freiwilligen doch in Kuba einen ganz anderen gesellschaftlichen Kontext kennen.

TEXT: LIUDMILA HERNÁNDEZ

Eines meiner Ziele als Pastorin ist es, positive, vertrauensvolle Beziehungen mit Freiwilligen aufzubauen – gleichzeitig aber auch Respekt zu schaffen und Grenzen zu setzen. Es war anfänglich sehr wichtig, vorurteilsfreie Begegnungen zu ermöglichen und Netzwerke mit jungen Kubanerinnen und Kubanern aufzubauen, die Vertrauen und Kameradschaft fördern. Dies hat uns geholfen, die Fähigkeiten der Freiwilligen besser zu erkennen und Bereiche der Sozialarbeit in der Kirche auszusuchen, die zu ihnen passen.

Die Teilnahme an den verschiedenen Aktivitäten der Kirche sollte immer möglich sein, denn sie bietet den Freiwilligen einen weiteren Raum zur Entwicklung von Beziehungen und zum Kennenlernen der Kultur und der Sprache. Meiner Erfahrung nach können sich Freiwillige so in die Arbeit der Kirche in Kuba einbringen, dass einige von ihnen sogar nach ihrer Rückkehr nach Deutschland Theologie studieren, PastorInnen werden, weiterhin für die dortige Kirche arbeiten. Dabei bezeugen sie auch, dass sie Gottes Ruf gespürt haben, während sie die kubanische Kirche kennenlernten, und dort eine Inspiration für ihr Leben erfahren haben.

Kommunikation ist grundlegend, da dabei viele Fragen und Reflexionen aus den Erfahrungen, die junge Menschen in Kuba machen, ans Licht kommen. Enthusiasmus, Kultur, Sprache, Beziehungen, die aufgebaut werden, der Sinn ihrer Arbeit, neue

50

»Das Freiwilligenprogramm gibt jungen Menschen die außergewöhnliche Möglichkeit, neue Wege zu gehen, Spuren zu hinterlassen und Erfahrungen zu sammeln, die das ganze Leben prägen.«

JULIAN FABER,
2013/14 FREIWILLIGER IN KUBA

Liudmila Hernández im November 2019 mit den Kuba-Freiwilligen Sophia Kern und Eva Pohl sowie mit dem Bundestagsabgeordneten Johannes Selle.

Erkenntnisse und komplexe Situationen usw. sind der Schlüssel zu einer kritischen und offenen Kommunikation, die zwischen den Freiwilligen und dem Mentor sowie dem Pfarrer der Kirche bestehen muss. Die Freiwilligen schaffen es, Kubanisch zu sprechen. Sie lernen mit unglaublicher Leichtigkeit beliebte oder landestypische Wörter, die vor allem junge Menschen in Kuba verwenden. So nennt mich eine der Freiwilligen »Mima«; ein Begriff, der in Kuba für Schwestern, Mütter oder Großmütter benutzt wird. Unsere Beziehung ist übrigens immer noch sehr eng und der Austausch sehr aktiv. Auch nach ihrer Rückkehr nach Deutschland, berät sich diese junge Frau mit »Mima«, wenn sie sich für einen Studiengang an der Universität entscheiden muss. Wir wurden eine Familie, während sie in Kuba lebte – heute sind wir Freunde.

Dieses Abenteuer, Freiwillige aufzunehmen und sie zu begleiten, darf man nicht auf die leichte Schulter nehmen. Es ist nichts Einfaches oder Oberflächliches, sondern eine Gelegenheit, um zu wachsen. Im Laufe der Zeit müssen kleine Siege errungen werden, wie z. B. Fortschritte in der Beherrschung der Sprache, aber auch in Herausforderungen, die mehr Kreativität erfordern, die Ziele setzen und die Jugendlichen zur Erfüllung dieser Ziele anhalten. So werden die Freiwilligen bei vielen Gelegenheiten zu Leitern von Jugendgruppen oder bilden Klassen, in denen sie Sprachen unterrichten, oder organisieren Programme mit Jüngeren und Älteren. Unsere Aufgabe als Mentoren besteht darin, diesen Wachstumsprozess anzuregen und zu begleiten.

Einen Kaffee trinken, gemeinsam kochen, mit zu einem Arzttermin gehen, gemeinsam Sport treiben, darüber sprechen, was sie falsch gemacht haben, eine Familie werden, die sie unterstützt, wird ihnen nicht nur im Leben helfen, sondern auch, in ihrem Glauben zu wachsen. Als Mentor oder Mentorin wird man zu jemandem, der die Freiwilligen begleitet, die für ein Jahr Teil ihres Leben ist und ihnen aktiv zuhört, sodass sie selbst in der Lage sind, Hindernisse zu überwinden und unabhängiger zu werden: eine Vorbereitung auf das Leben!

Liudmila Hernández

ist Pfarrerin der kubanischen Partnerkirche Iglesia Presbiteriana-Reformada en Cuba und begeistert als Mentorin des Freiwilligenprogramms zuverlässig für ihr Land und seine Menschen.

Plötzlich *Deutschlehrerin*

Mein Jahr als Freiwillige in Talitha Kumi

Spontan als Lehrerin einspringen? Na klar! Julia Holtz, die damals Julia Schemm hieß, war 1992/93 Freiwillige des Berliner Missionswerkes in Talitha Kumi. Eigentlich war ihre Aufgabe, im Mädcheninternat mitzuarbeiten. Als sie auf Wunsch des Schulleiters zusätzlich den Deutschunterricht in drei Klassen übernahm, wusste sie nicht, auf was sie sich einließ. Hier berichtet sie über ihre Erlebnisse und überraschende Begegnungen im Nahen Osten.

TEXT UND FOTOS: JULIA HOLTZ

Julia Holtz in Talitha Kumi mit ihren Kolleginnen Munira Rizqualla (li.), Lehrerin für Hocharabisch, und Sammar Abed Rabbo (mi.), Erzieherin (Gruppenmutter) im Mädcheninternat.

An einem der seltenen Tage mit Schnee im Winter 1992/93 hatten die Kinder schulfrei. Stattdessen hat Julia Holtz mit Mädchen aus dem Internat einen Schneemann gebaut.

Als mein Flieger am Abend des 4. Oktober 1992 in Frankfurt abhob, war das Internet zwar schon erfunden, aber noch nicht für die Öffentlichkeit nutzbar. Telefonate ins Ausland waren natürlich möglich, aber sehr teuer. So verspürte ich eine gewisse Beklemmung, als mir bewusst wurde, dass ich nun für fast ein Jahr nur sehr eingeschränkt Kontakt zu all den Menschen pflegen konnte, die bis dahin mein Leben begleitet hatten.

Am nächsten Morgen landete ich um 3.55 Uhr in Tel Aviv, und als ich von Khaled mit dem Auto abgeholt wurde und wir Jerusalem im Licht der aufgehenden Sonne passierten, verschwand diese Beklemmung und machte einem Gefühl freudiger Erwartung Platz. Da ich zuvor mehrmals als Touristin im Heiligen Land gewesen war – denn ich war bereits 30 Jahre alt und hatte Studium und Vikariat absolviert, als ich meinen Freiwilligendienst begann –, hatte ich die naive Vorstellung, Land und Leute schon recht gut zu kennen. Der Auslandsaufenthalt wurde diesbezüglich zu einer Schule der Demut. Es braucht viel Zeit und Einfühlungsvermögen, um eine fremde Kultur wirklich zu verstehen und sich sicher in ihr bewegen zu können.

Nachdem ich einige Wochen im Mädcheninternat mitgearbeitet hatte, fragte mich der damalige Direktor Klaus Vollmer, ob ich zusätzlich als Deutschlehrerin in der Schule aushelfen könnte. Mit einer gewissen Blauäugigkeit sagte ich zu. Nachdem ich einige Stunden bei zwei Deutschlehrerinnen Talitha Kumis hospitiert und Lehrbücher über Deutsch als Fremdsprache studiert hatte, übernahm ich eine sechste, eine neunte und eine zwölfte Klasse. Zwar hatte ich bereits einige Erfahrungen mit Religionsunterricht an einer deutschen Gesamtschule gemacht, dies erwies sich jedoch für den Deutschunterricht in Talitha Kumi nur sehr bedingt als hilfreich.

Meine arabische Sprachfähigkeit war sehr begrenzt, denn weder der Kurs »Hocharabisch«, den ich im Vorfeld in Deutschland besucht hatte, noch die Einzelstunden bei einem älteren Lehrer in Bethlehem reichten aus, um diese Sprache wirklich zu verstehen. Und so erlebte ich während meiner Unterrichtsstunden oftmals, dass die strenge Disziplin im Klassenraum, wie ich sie bei männlichen arabischen Lehrern erlebt hatte, gänzlich umkippte. Da sprang plötzlich jemand auf und rief etwas in die Klasse, das zu schallendem Gelächter führte. Und ich war dann die Einzige, die keine Ahnung hatte, was er oder sie gesagt hatte.

So war der Unterricht nicht immer ein Vergnügen. Aber ich habe auch viele schöne Augenblicke in Erinnerung, vor allem mit meiner Klasse 12, deren SchülerInnen mir viel reifer und erwachsener vorkamen als Gleichaltrige in Deutschland. Und dass die drei Klassen mich in palästinensischer Tradition am Muttertag mit Blumen und Süßigkeiten beschenkten, hat mich total überrascht und gerührt. Beim Unterrichten habe ich erstmals begriffen, wie kompliziert und oft auch unlogisch unsere Sprache aufgebaut ist. Während meines Jahres in Talitha Kumi habe ich also unter anderem auch viel über meine Muttersprache gelernt.

Und ich hatte immer wieder unvermutete Begegnungen mit einer faszinierend anderen Kultur. Die arabischen Werte zu verstehen und mich an das Rollenbild der palästinensischen Gesellschaft anzupassen, war ein schwieriger Lernprozess. Es war ein ständiges Ausloten, welche Freiheiten ich mir als Ausländerin herausnehmen konnte, ohne meinen Ruf zu gefährden – und wo ich mich schlichtweg anpassen musste.

Werte wie Ehre oder »ein guter Ruf« waren mir zwar auch in meinem pietistisch geprägten Elternhaus begegnet, waren aber

DREI FRAGEN AN JULIA HOLTZ:

Frau Holtz, was ist aus ihrer Zeit als Freiwillige in Talitha Kumi erhalten geblieben: an Kontakten, Erfahrungen, Prägungen?

Julia Holtz: Mein Interesse am Heiligen Land hat sich auf jeden Fall erhalten. Mit einigen Familien in Beit Jala und Beit Sahour stehe ich seit nun beinahe 30 Jahren regelmäßig in Kontakt, und ich bin auch noch immer eng befreundet mit Julia Upmeier und Sibylle Walden, meinen Mit-Freiwilligen in Talitha Kumi. Ich versuche weiterhin, palästinensische ChristInnen vor Ort zu unterstützen. Ich habe mehrmals Reisen für Frauen nach Palästina organisiert und geleitet. Und ich habe einen kleinen Online-Vertrieb für Olivenholzprodukte aus Bethlehem. Interessanterweise habe ich aus meinem Auslandsjahr auch die Angewohnheiten beibehalten, im Taxi immer hinten zu sitzen und mich als Frau eher konservativ und bedeckt zu bekleiden. Dem westlichen Kleidungsstil mit Hotpants, Spaghettiträgern und Minirock – also als Frau möglichst viel Haut zeigen – kann ich seit meiner Begegnung mit der arabischen Kultur nicht mehr viel abgewinnen.

Sie haben im Mädcheninternat mitgearbeitet. Wie haben Sie die Situation empfunden?

Julia Holtz: Das Leben am Internat war damals recht streng organisiert. Daran musste ich mich teilweise erst gewöhnen. Ich weiß noch, wie es mich entsetzt hat, dass jedes Kind den voll beladenen Teller leer essen musste. Das war so, auch wenn ein Kind das Gericht nicht mochte. Faszinierend fand ich immer, dass die Mädchen, wenn sie abends unter sich waren, Bauchtanz machten. Sie spielten die Musik auf einem Kassettenrekorder ab, der schon ziemlich leierte. Und trotzdem hatte das Tanzen nach der arabischen Musik immer eine ganz besondere Atmosphäre für mich.

Wie war damals die Betreuung durch das Freiwilligenprogramm vor Ort?

Julia Holtz: Wir waren Anfang der 1990er Jahre schon sehr auf uns allein gestellt. Ingrid Koschorreck, die im Berliner Missionswerk die Nahost-Freiwilligen betreute, kam in unserem Einsatzjahr einmal nach Talitha Kumi. Sie hat dann auch mit uns allen Einzelgespräche geführt und sich viel Zeit genommen für uns. Rückblickend würde ich aber sagen: Eine Begleitung vor Ort wäre für uns, gerade für die jüngeren Freiwilligen, wichtig gewesen. Denn sie haben sich manchmal schon allein gelassen gefühlt, es gab eben auch einige herausfordernde Situationen. Da ich selbst bereits 30 Jahre alt war, konnte ich schon etwas selbstbewusster und gelassener an manche Dinge gehen. Und hatte vor Ort auch ein anderes Standing als eine 19-Jährige.

Die Fragen stellte Silke Nora Kehl.

Ausflug nach Akko: Die Freiwilligen Kirsten Wicke, Julia Upmeier und Julia Holtz (stehend von links nach rechts) mit Sybille Walden (vorn), die Deutschlehrerin in Talitha Kumi war.

Wandertag: Mit Oberstufenschülerinnen aus dem Internat.

in den Jahren meines Studiums und Vikariats in den Hintergrund getreten. Ich empfand mich als eigenständige und emanzipierte junge Frau. Doch als ich in die recht überschaubare Welt von Talitha Kumi kam, spielten plötzlich Begriffe wie Ehre, Anstand und Moral eine sehr große Rolle.

So kam es zu einem äußerst peinlichen Missverständnis, als ich mich, ohne mir etwas dabei zu denken, mehrmals hintereinander von einem jungen Mann im Auto mitnehmen ließ. Ich empfand es als glücklichen Zufall, dass der Tischler, der seine Werkstatt in der Nähe von Talitha Kumi hatte, immer dann mit seinem Pick-up an der Haltestelle bei der orthodoxen Kirche in Beit Jala vorbeifuhr, wenn ich dort aus dem Bus ausstieg. Ich kam von meinem – schließlich selbst organisierten – Arabischkurs in Jerusalem zurück. Ich war meist recht müde und erschöpft und freute mich, mir in der Hitze den mühsamen Weg bergauf nach Talitha Kumi sparen zu können. Oben angekommen bedankte ich mich höflich bei meinem Fahrer und lächelte ihn an.

An einem Wochenende erschien dann ein junges Mädchen auf dem Schulgelände und fragte nach mir. Schüchtern über-

reichte sie mir einen Brief. Natürlich reichte mein Arabisch bei weitem nicht, um einen langen, handschriftlichen Brief zu lesen. So gab ich ihn am nächsten Morgen einer palästinensischen Kollegin zu lesen. Die konnte sich vor Lachen kaum halten, als sie mir einen blumigen Heiratsantrag vorlas und übersetzte. Der gute Mann hatte mein Verhalten als eindeutiges Interesse an ihm verstanden und unterbreitete mir einen konkreten Heiratsplan. Bereits am kommenden Wochenende sollte ich mich seinen Eltern vorstellen. Tief geschockt und peinlich berührt habe ich in den folgenden Wochen einen längeren Umweg gewählt, um von der Bushaltestelle zu Fuß nach Talitha zu gehen.

Im Rückblick auf jene Zeit, die nun schon mehr als 25 Jahre zurückliegt, entsteht vor meinem inneren Auge ein ganzes Kaleidoskop aus bunten Bildern. Unvergesslich geblieben sind mir gigantische Naturerfahrungen bei Wanderungen im Nationalpark Ein Avdat, im Makhtesh Ramon (dem Krater Ramon in der Negev Wüste) oder zum Kloster St. Georg im Wadi Qelt. Ebenso unvergesslich sind mir Einladungen palästinensischer Familien zu köstlichem Essen, eine orthodoxe Trauerfeier in der Geburtskirche und viele Feste in der Schule.

Dem Heiligen Land und den Menschen fühle ich mich noch immer tief verbunden. Ich habe einen Patensohn in Beit Sahour und auch Kontakte zu anderen palästinensischen Familien gehalten. Hommus, Maqlube und Megadarra stehen bis heute auf meinem Speiseplan. Allerdings hat mir mein Auslandsjahr auch meine deutsche Prägung deutlich gemacht: Nie wieder habe ich mich so sehr auf den sonntäglichen Gottesdienst gefreut wie damals. Ich habe es genossen, in der Erlöserkirche für eine Stunde in meine Muttersprache und den vertrauten Klang barocker Orgelmusik einzutauchen. Mir wurde damals klar: Der evangelische Gottesdienst entspricht meiner persönlichen Frömmigkeit mehr, als eine orthodoxe Messe – so faszinierend sie auch sein mag.

Auch nach all den Jahren: Die arabische Kultur wirklich zu verstehen, ist mir bis heute eine Herausforderung geblieben. Geprägt hat mich das Jahr in Talitha Kumi wie kein anderes. Es hat mich kulturell bereichert und zugleich sehr geerdet. Und als ich nach Abschluss meines Freiwilligendienstes wieder mit dem Flieger in Frankfurt landete, war ich in vielerlei Hinsicht anders und reifer geworden. /

50

»Ich fühle mich bis heute den Menschen in Israel und den palästinensischen Gebieten verbunden.«

ANDREAS JENNE,
2014/15 FREIWILLIGER IN PALÄSTINA

Julia Holtz

ist seit 2017 Superintendentin des Kirchenkreises Hattingen-Witten, Evangelische Kirche von Westfalen.

»Alle verlieben sich«

Jerusalem ist ein ganz besonderer Einsatzort

Eine Aussicht, wie man sie sich schöner kaum vorstellen kann: vom Turm der Himmelfahrtkirche kann man weit über die Altstadt Jerusalems blicken und auf der anderen Seite über die Wüste Judäa bis hin zum Toten Meer – zumindest bei klarer Sicht!

TEXT: GABRIELE ZANDER

50

»Als eine eigene Galaxis, deren Sterne ich entdecken durfte, als unerschöpflichen Teil eines noch viel größeren Universums: so habe ich mein Freiwilligenjahr in Jerusalem erfahren.«

EMMA SANDNER,
2018/19 FREIWILLIGE IN OSTJERUSALEM

SALAAM, SCHALOM

Alle sind willkommen im Evangelischen Pilger- und Begegnungszentrum der Kaiserin-Auguste-Victoria-Stiftung auf dem Ölberg!

Mehr Informationen
→ *evangelisch-in-jerusalem.org*

Gegenüber der Kirche befindet sich das Café Auguste mit einem wunderschönen Gartengelände. Die Bedienung der Espresso-Maschine und das Kuchenbacken ist nur Nebensache, wenn Freiwillige ihr Jahr bei uns verbringen. Im Wesentlichen kommt es auf die vielen Gespräche an, die sich mit den unterschiedlichsten BesucherInnen des Café Auguste ergeben: da sind die palästinensischen ÄrztInnen, PflegerInnen und manchmal auch PatientInnen aus dem benachbarten Auguste-Victoria-Hospital, da sind Israelis, die ehrenamtlich Fahrdienste übernehmen und andere Israelis, die neugierig auf den Ausblick aus unserem schönen Turm und auf unsere Kirche sind. Da kommen Einzelreisende und Gruppen aus Deutschland und anderen Ländern. So ergibt sich ein Mikrokosmos an Sprachen, Ansichten und Erfahrungen, die unsere BesucherInnen mitbringen und in den unsere Freiwilligen eintauchen können.

Besonders gerne feiern wir auch: da gibt es die Kinder- und Familienveranstaltungen der deutschsprachigen evangelischen Gemeinde und mancher Volontär ist hier schon als St. Martin oder Nikolaus aufgetreten, hat zu Ostern Osternester für die Kinder gebastelt und versteckt – und auch bei unserer Kinder-Faschingsfeier konnten wir schon die unterschiedlichsten Maskeraden bewundern. Nach unserem wöchentlichen Afterwork-Dinner sitzen wir oft noch lange zusammen, und auch manche Geburtstagsfeier findet in unserem Café statt. Und selbstverständlich ist der Glühwein nach dem Singen der Christmas Carols in der Kirche nicht zu vergessen!

Jede Freiwillige und jeder Freiwillige darf ein eigenes Projekt entwickeln. Eins davon war ein wunderschönes Benefizkonzert mit MusikerInnen aus Palästina, Deutschland und Südkorea. Der Erlös kam Salamitkum zugute, einer palästinensischen NGO, die PatientInnen in Krankenhäusern in Ost-Jerusalem unterstützt. Ein anderes Projekt bestand in der Abfallvermeidung in unserem Café: so ist im Gegensatz zum Rest des Landes bei uns nun der Coffee-To-go im Pappbecher teurer als der, der aus der Keramiktasse auf unserer schönen Terrasse getrunken wird.

Freiwillige bei uns müssen also viel Offenheit gegenüber Menschen mitbringen und neugierig sein auf die verschiedenen Wahrnehmungen in dieser multireligiösen und multikulturellen Stadt Jerusalem. Am Anfang ist hier vieles sehr fremd, aber wer sich auf das Unbekannte einlässt, wird verändert und bereichert nach Deutschland zurückkehren. Vor allem lernt man, eine Vielfalt von Erfahrungen und Meinungen wahrzunehmen und verlernt dabei, die eigene Perspektive absolut zu setzen. Man lernt, zu fragen und zu hinterfragen, genau hinzusehen und hinzuhören – man lernt, die Vielfalt und Vielschichtigkeit dieser Stadt und der Menschen, die in ihr leben, kennen und lieben. Ja, fast alle verlieben sich in Jerusalem und seine Menschen und kommen immer wieder. /

Gabriele Zander

hat ihre Traumstelle gefunden: Seit 2015 wirkt sie als Pfarrerin der Evangelischen Gemeinde deutscher Sprache zu Jerusalem. Zu den Aufgaben gehören das Pilger- und Begegnungszentrum auf dem Ölberg und die Gottesdienste in der Himmelfahrtkirche.

SYNODE

»Kirche mit Mission« weckt Freude

Die Landessynode der EKBO hat das Impulspapier zu einer »Kirche mit Mission« – das ganz wesentlich von Pfarrerin **Michaela Fröhling,** zuständig im Berliner Missionswerk für den Missionarischen Dienst, und Direktor **Dr. Christof Theilemann** erarbeitet wurde – mit überwältigendem Echo und einstimmig angenommen.

»Beim Lesen des Impulspapiers hatte ich Freude,« so der Synodale **Peter Sachse:** »Ich glaube, wir sind ganz nah an dem, was wir tun dürfen und tun sollen. Ich glaube, dass der Kern berührt ist, und dass alles, was wir als Kirche tun sollen, da versammelt ist.«

»Sinnvoll wird das Wort Mission im Zusammenhang der ‚missio Dei'« sagt Michaela Fröhling, »nicht wir bringen den Glauben hervor. Das bewirkt allein Gott der Heilige Geist. Unsere Aufgabe ist vielmehr, den Menschen **das Evangelium nahezubringen«** – zum Beispiel an der mobilen Kaffee-Station »Kirche Piazza« (Foto).

Das Impulspapier zum Herunterladen unter
→ *https://bit.ly/35HLIgz*

KOREA

Schritt zur Versöhnung

200.000 Mädchen und Frauen wurden als sogenannte »Trostfrauen« vom japanischen Militär während des Asien-Pazifik-Krieges von 1931 bis 1945 als Zwangsprostituierte versklavt und sexuell ausgebeutet. Um die Erinnerung an ihr Leid wachzuhalten – und um Japan zu einer angemessenen Aufarbeitung seiner Vergangenheit zu bewegen – werden an vielen Orten der Welt Statuen aufgestellt. Zunächst vor der japanischen Botschaft in **Seoul,** seit diesem Herbst auch in **Berlin.** »Diese Erinnerungsarbeit ist ein wichtiger Schritt zur Versöhnung«, so Pfarrerin **Barbara Deml,** Ostasienreferentin des Berliner Missionswerks, »auch wenn es für die Nachkommen japanischer Soldaten schwierig sein mag, sich ihrer Geschichte zu stellen.«

In mehreren UN-Beschlüssen wurde sexuelle Gewalt in militärischen Konflikten explizit verurteilt und die »Trostfrauen« gelten international als mutige Vorkämpferinnen für die völkerrechtliche Verurteilung von Vergewaltigung im Krieg. Daran soll das Denkmal erinnern.

TALITHA KUMI

Kleiner Umbau, große Wirkung

Hier haben Sie geholfen!

Manchmal verändert schon wenig viel: so etwa in der Schulkirche von Talitha Kumi. Die Umbauarbeiten zur Akustikverbesserung sind nun abgeschlossen. Schulleiter **Matthias Wolf** ist vom Ergebnis begeistert: Die bessere Akustik verändere gleich die ganze Raumatmosphäre. Durch die Einbringung von Wand- und Deckenelementen ist der Schall deutlich reduziert. Das wird gottesdienstliche Veranstaltungen – etwa die täglichen Morgenandachten – ebenso angenehmer machen wie in der Halle stattfindende musikalische Events.

Unser Dank geht an die **Evangelische Kirche im Rheinland,** die **Evangelische Kirche von Westfalen** und die **Ev. Kirchengemeinde St. Wolfgang / Schneeberg** für die Unterstützung!

GOTTESDIENST

Epiphanias erstmals im Live-Stream

Berliner Missionswerk und Gossner Mission laden feiern am 6. Januar den gemeinsamen Epiphanias-Gottesdienst. Während des Gottesdienstes wird **Dr. Helmut Kirschstein,** Superintendent des Ev.-luth. Kirchenkreises Norden, in sein Amt als **Vorsitzender der Gossner Mission** eingeführt. Dr. Kirschstein wird auch die Predigt halten. Bedingt durch die Pandemie können leider nur wenige BesucherInnen dem Gottesdienst in der Marienkirche, Berlin-Mitte beiwohnen. Die gute Nachricht: Der Gottesdienst wird **erstmals im Live-Stream** zu sehen sein.

Livestream am 6. Januar 2021, 18 Uhr

→ *berliner-missionswerk.de*

KALENDER

Mit dem Missionswerk durchs Jahr

Unser **Projektkalender 2021** ist da! Der Kalender zeigt die schönsten Fotos unserer Partner weltweit und stellt die Projekte vor, die im kommenden Jahr besonders in den Fokus rücken. Wenn Sie den Kalender für sich, Ihre Liebsten oder Ihre Gemeinde **kostenfrei** bestellen möchten, **schreiben Sie uns!**

Bestellungen an

Beate Neuenburg , b.neuenburg@bmw.ekbo.de, Telefon (030) 243 44 – 193

ABSCHIED

Trauer um Viola Kennert

Das Berliner Missionswerk gedenkt der früheren stellvertretenden Vorsitzenden seines Missionsrates, **Viola Kennert.** Die ehemalige Neuköllner Superintendentin verstarb im Alter von 67 Jahren nach kurzer, schwerer Krankheit. »Wir verdanken Viola Kennert sehr viel«, so Direktor **Dr. Christof Theilemann** in seiner Beileidsbekundung an die Familie. »Sie war viele Jahre tragende Säule im Missionsrat, hat uns immer sehr klug und konstruktiv geholfen. Unsere Kirche verliert mit ihr eine hoch angesehene Theologin, die mich mit Ihrer Differenziertheit, ihrer Leitungskompetenz und ihrem zielgerichteten Handeln immer sehr beeindruckt hat. Wir vermissen sie sehr und sind in Gedanken und mit unseren Gebeten bei ihrer Familie.«

Viola Kennert, geboren 1952 in **Santiago de Chile,** war mehr als 20 Jahre Gemeindepfarrerin in der deutschsprachigen Auslandsgemeinde in **Luxemburg** und in der Friedensgemeinde **Berlin-Charlottenburg,** bevor sie bis 2005 die Leitung des Pastoralkollegs der EKBO in **Brandenburg an der Havel** übernahm. Von 2010 bis zu ihrem Ruhestand 2018 leitete sie als Superintendentin den Kirchenkreis **Neukölln** und engagierte sich seitdem auch im Missionsrat des Berliner Missionswerkes. Sie tat dies als berufenes Mitglied, seit 2016 auch als stellvertretende Vorsitzende. Darüber hinaus leitete sie den Beirat für Interreligiösen Dialog.

FREIWILLIGENZEITUNG

Hin und weg

»Verteilt über den Globus haben wir 32 Freiwilligen die Möglichkeit gehabt, in andere **Kulturen einzutauchen** und unsere **Perspektiven zu erweitern«** heißt es im Vorwort der neuen Freiwilligenzeitung, geschrieben und gestaltet **von den Freiwilligen selbst.** Der aktuelle Jahrgang erzählt darin von seinen Einsatzorten. Und die Inwärts-Freiwilligen erzählen von Deutschland, wie sie es als Freiwillige erleben. Dinge, die die jungen Leute traurig und wütend machten, berührten und begeisterten.

Herunterladen als PDF

→ *https://bit.ly/2J0LYic*

INDIEN

Gott und Götter

Indien: Ein **Sehnsuchtsland,** ein Subkontinent aus vielen Ländern, die Eindrücke vielfältig, überwältigend. Schnell ist man über Religion, Spiritualität, Meditationspraxis und **Gebet, Gott und Götter** im Gespräch. **Dr. Andreas Goetze,** Pfarrer für den interreligiösen Dialog, hat die Impressionen einer Reise Anfang 2020 festgehalten.

Die Texte unter

→ *berliner-missionswerk.de/interreligioeser-dialog/indien-impressionen*

ÄTHIOPIEN

Abschluss gefeiert

Immer mehr junge Frauen in den afrikanischen Partnerkirchen des Berliner Missionswerkes studieren Theologie. Auch in der **äthiopischen Kirche Mekane Yesus** wächst die Zahl der Pfarrerinnen. Doch der Weg ist nicht leicht: Manchmal sind es Traditionen, die im Weg stehen. Häufig fehlt den jungen Frauen schlicht das Geld, um drei Jahre zu studieren. Am College der **Western Wollega Bethel-Synode** (WWBS) in Dembi Dollo konnten nun 10 Frauen (und 22 Männer) ihr Studium beenden – dank der großzügigen Spende eines Berliner Freundeskreises.

Hier haben Sie geholfen!

»Wir hatten die Theologiestudentinnen bereits seit zwei Jahren Jahren gefördert«, so Afrika-Referent **Dr. Martin Frank,** »aber durch den Bürgerkrieg und die Auswirkungen der Pandemie verschlechterte sich die Lage«. Üblicherweise übernehmen die Heimatgemeinden die Hälfte der Ausbildungskosten. Aber in der Krise konnten diese ihren Teil nicht mehr leisten. »Nur ein Jahr vor dem Abschluss standen die jungen Menschen vor dem Nichts«, so Dr. Frank. Mit **7.000 Euro** Zuschuss gelang es nun dem Berliner Missionswerk, die Abschlüsse zu sichern, dank der Spende des Freundeskreises. **Herzlichen Dank an die UnterstützerInnen** – und den jungen AbsolventInnen alles Gute für die Zukunft!

VEREINIGTE STAATEN

UCC: Klare Haltung

Im Sommer erregte ein weiterer Fall von Polizeigewalt gegen einen schwarzen US-Bürger weltweit Aufsehen: **Jacob Blake** wurde in Kenosha im Bundesstaat Wisconsin siebenmal in den Rücken geschossen. Die **Wisconsin Conference** der **United Church of Christ (UCC),** bezog Stellung: »Wir in der Kirche müssen Teil des Abbaus von Systemen der rassistischen Unterdrückung sein, die die Schüsse auf Jacob Blake ermöglichten«, heißt es in einer Erklärung der **Task Force gegen Rassendiskriminierung.**

Die Evangelische Kirche Berlin-Brandenburg-schlesische Oberlausitz (EKBO) steht in Kirchengemeinschaft mit der United Church of Christ in den USA (UCC). Die UCC hat rund 800.000 Mitglieder und ist in 4.882 Ortsgemeinden organisiert. In der Entstehungsgeschichte der UCC haben deutsche Einwanderer eine große Rolle gespielt. Die Kirche beschreibt sich selbst als »christlich, kongregationalistisch, reformiert und evangelisch«. Die EKBO pflegt vor allem über den **Sprengel Görlitz** eine bereits länger bestehende Partnerschaft zur Wisconsin Conference und über die anderen Sprengel zur Penn Central Conference sowie über den **Kirchenkreis Berlin Stadtmitte** zur New York Conference. Die Conferences der UCC erstrecken sich über einen oder mehrere Bundesstaaten.

Die Erklärung der UCC im (englischen) Wortlaut
→ *https://bit.ly/35I6tsp*

OSTASIENMISSION

Neue Vorsitzende

»Interkulturelle und interreligiöse Begegnungen weiter zu begleiten und zu fördern«, dafür wolle sie sich besonders einsetzen, sagt **Dr. Carola Hoffmann-Richter,** »und nicht nachzulassen, in Solidarität mit Benachteiligten in Ostasien und in Deutschland zu handeln«. Die Mitgliederversammlung der **Deutschen Ostasienmission (DOAM)** wählte sie im September in Berlin zur neuen Vorsitzenden. Die DOAM ist einer der Träger des Berliner Missionswerkes und die Ostasienreferentin des Werkes, Pfarrerin **Barbara Deml,** qua Amt mit beratender Stimme im Vorstand dabei.

Dr. Carola Hoffmann-Richter, promovierte Chemikerin, war von 1991 bis 1999 als ökumenische Mitarbeitende der Evangelischen Mission in Solidarität (EMS) bei der United Church of Christ in Japan (Kyodan) tätig; seitdem ist sie der DOAM eng verbunden. Die Ulmerin, gebürtig aus Stendal, folgt **Lutz Drescher** nach, der seit 2017 Vorsitzender der DOAM war und nun zum Ehrenvorsitzenden gewählt wurde. Die neue Vorsitzende würdigte die große Verdienste ihres Vorgängers um die Entwicklung der DOAM in den vergangenen Jahren.

NETZWERK

Indien – wie geht es hier weiter?

Frischer Schwung für die Begegnungen mit Indien: Die Berliner Generalsuperintendentin **Ulrike Trautwein** steht dem neu gegründeten **Indien-Netzwerk in der EKBO** vor. Es versteht sich als Plattform für vielfältige Initiativen und gemeinsame Aktivitäten mit der indischen **Gossner Kirche.** Ihre Stellvertreterin ist Pfarrerin **Anke Schwedusch-Bishara** aus dem Kirchenkreis Lichtenberg-Oberspree.

Im Herbst 2019 hatte Trautwein die indische Gossner Kirche besucht – und war mit vielen neuen Eindrücken zurückgekehrt. Berührt von den lebendigen kleinen Gemeinden in Assam, berührt vom Zusammenhalt der Adivasi (indigene Bevölkerung) und berührt vor allem von den Pfarrerinnen der Gossner Kirche, die es in der patriarchalen Gesellschaft schwer haben. Ihnen vor allem hatte sie Mut für alle Herausforderungen zugesprochen.

Das Indien-Netzwerk folgt dem 1976 gegründeten »Arbeitskreis Indien der EKBO« nach, der sich Ende August aufgelöst hatte.

ÄTHIOPIEN

Obdach für Flutopfer

Den Menschen im Süden Äthiopiens setzten jetzt Corona-Pandemie und Heuschreckenplage zu. Ohne Zeit zur Erholung, im Februar dieses Jahres hatten Überschwemmung **ihre Region verwüstet.** Alleine in dem Ort Gacho Baba Woreda in der Region Arba Minch wurden 58 Häuser zerstört, 58 Familien verloren ihr Dach über dem Kopf. Nun konnten die ersten von ihnen wieder in feste Häuser umziehen. »Nachdem die äthiopische Regierung uns das Land überlassen hatte, hat die schnelle Hilfe des Berliner Missionswerkes den Bau der Häuser ermöglicht«, schreibt Projektkoordinator **Banga Balta** von der Mekane Yesus-Kirche an Afrika-Referent **Dr. Martin Frank.**

Mit 236.010 Äthiopischen Birr, umgerechnet rund 6.000 Euro, konnten 13 einfache, aber feste Häuser gebaut werden, groß genug für ganze Familien. »Bisher mussten die Familien in Sammellagern leben, in provisorischen Unterkünften aus Holzbalken und Zeltplanen«, so Dr. Martin Frank, »in Zeiten der Pandemie setzt man die Menschen so einem hohen Infektionsrisiko aus, von den Risiken der Regenzeit ganz zu schweigen«.

Gacho Baba Woreda gehört zur **Südwest-Synode** der Mekane Yesus Kirche, die für ihr diakonisches Engagement bekannt ist. Gemeinsam mit den Verantwortlichen vor Ort haben alle darauf geachtet, dass den Schwächsten und Bedürftigsten zuerst geholfen wurde, dass die Familien mit vielen Kindern zuerst umziehen konnten. »Das hat mich sehr beeindruckt«, sagt Dr. Frank, »herzlichen Dank allen UnterstützerInnen, die uns die schnelle Hilfe möglich gemacht haben!«

Weiterhin leben zahlreiche Familien in den provisorischen Sammellagern und hoffen auf unsere Hilfe. Ihre Spende ermöglicht den Bau weiterer Häuser und schenkt den in Not geratenen Familien ein neues Zuhause!

Hier haben Sie geholfen!

Weitere Spenden sind dringend nötig!

Unser Spendenkonto:

Berliner Missionswerk
Evangelische Bank
BIC GENODEF1EK1
IBAN DE86 5206 0410 0003 9000 88
Kennwort: 2302 Äthiopien

CORONAHILFE

Kuba: Essen für die Ärmsten

Vom Mittagstisch zu Essen auf Rädern: Weil die »Speisungen« für bedürftige Seniorinnen und Senioren in Kuba wegen der Corona-Restriktionen schon seit Monaten nicht mehr in den Gemeindesälen stattfinden können, haben die Gemeinden auf ein **mobiles Angebot** umgestellt. Die Jugendlichen der Gemeinde sind dabei sehr wichtig: Sie helfen, das Essen zuzubereiten und verteilen es im Stadtviertel. Die **Primera Iglesia aus Havanna Centro** hat dazu ein kleines Video gedreht; Pfarrerin **Liudmila Hernandez** und ihre Jugendgruppe bei diesem diakonischen Dienst. Mit dem Corona-Hilfsfonds des Berliner Missionswerks können wir solche Projekte unterstützen!

Hier geht's zum Film auf unserem YouTube-Kanal
→ *youtube.com/watch?v=pDHibObi0cY&feature=youtu.be*

Neue Normalität

London und Berlin begegnen sich online

»Normal« wären wir in diesem Oktober mit einer Delegation in London gewesen! Alle zwei Jahre treffen sich Menschen aus Berlin und London, die sich in der Partnerschaftsarbeit zwischen unseren beiden Kirchen engagieren, zu der sich die EKBO und die Diözese London der Kirche von England auf Basis der Meißener Erklärung gegenseitig verpflichtet haben. Schon im Frühsommer wurde uns allerdings deutlich, dass auch diese Konferenz im Herbst 2020 nicht unter »normalen« Bedingungen stattfinden könnte. Wir verabredeten daher mit den beiden Verantwortlichen in den Kirchen, Dr. Brian Leathard in London und Barbara Deml in Berlin, uns digital zu treffen. So fand unsere »Konferenz« an einem Wochenende im Oktober statt – verkürzt und virtuell.

TEXT: CARSTEN BOLZ

VIDEOBOTSCHAFTEN

zur Konferenz von Generalsuperintendentin Ulrike Trautwein aus Berlin und von Bischöfin Sarah Mullally aus London.

Wir begannen am Sonntagabend mit einem digitalen »Evensong«, dem Abendgebet der Kirche von England, das Florian Kunz, stellv. Vorsitzender des Beirates United Kingdom, vorbereitet hatte. Teilnehmende übernahmen Gebete und Lesungen; der Kirchenmusiker Sebastian Brendel spielte an der Orgel der Kirche zum Heilsbronnen; es sang der Chor der Kirchengemeinde St. Luke & Christ Church in Chelsea/London; die Predigt hielt Archdeacon Luke Miller aus London. Im Anschluss konnten wir die Grußworte der Bischöfin von London, Sarah Mullally DBE, und der Generalsuperintendentin von Berlin, Ulrike Trautwein, sehen. Der Abend klang in kleinen Online-Gesprächsgruppen im Austausch über die aktuelle Situation in London und Berlin aus.

Der Montagvormittag war für den Konferenzteil im engeren Sinn reserviert. Mit dem Thema »The New Normal« wollten wir uns auseinandersetzen. Impulsreferate dazu hielten Pröpstin Dr. Christina-Maria Bammel von der EKBO und Anders Berquist,

Kirchenhistoriker und Pfarrer der Gemeinde St. John's Wood in London.

Pröpstin Dr. Bammel brachte uns den Ansatz der »Re-Gnose« des Zukunftsforschers Matthias Horx nahe. Dieser Ansatz versucht – anders herum als eine »Pro-Gnose« – die Perspektive vom zukünftigen Standpunkt her einzunehmen und fragt: »Wie sind wir hierhergekommen? Wie haben wir die Schwierigkeiten bewältigt? Was war wichtig dabei, dass wir hier angekommen sind?« Drei entscheidende Fragen stellen sich nach Auffassung von Pröpstin Dr. Bammel dabei in Bezug auf unseren Weg zu einer »Neuen Normalität«. Erstens: Hat die Kirche die Kranken und Sterbenden so begleitet, wie Jesus die Kranken und Sterbenden begleitet hätte? Zweitens: Hat die Kirche durch die, die sie vertreten, die Botschaft vermittelt, dass das Leben und der Tod einen Sinn für diejenigen haben, die in Zeiten der Pandemie danach hungerten? Und schließlich drittens: Hat die Kirche die Art und Weise verändert, wie sie ihre Botschaft vermittelt und in einer Gesellschaft verbreitet, in der die Menschen zunehmend an Institutionen und traditionellen Formen der Bildung einer Gemeinschaft zweifeln, sogar einer christlich fundierten?

Pröpstin Dr. Bammel beantwortet die Fragen zusammengefasst mit Gedanken aus der »Re-Gnose«-Perspektive: Wir werden gelernt haben, den Weg zu einer bescheidenen Kirche zu gehen – wirklich demütig – und auf Kritik zu hören. Daher werden wir es uns erlauben, institutionelle Belastungen respektvoll loszulassen, damit wir Raum für die Erneuerung bekommen. Und dann heißen wir es willkommen, das »Neue« – und es wird dann »Normal« sein: eine bescheidene, großzügige Kirche, die wie Gott in Jesus Christus Raum gab, Raum gibt für Erneuerung.

Rev. Berquist erinnerte zunächst daran, dass die Kirche(n) stetig Veränderung unterworfen ist/sind – auch ohne die Corona-Pandemie. Er fragte nach den Veränderungen, die die Unmöglichkeit von Begegnungen von Angesicht zu Angesicht (»face-to-face«) mit sich bringt. Anthropologisch sind solche Begegnungen unter Menschen wichtig; in der Bibel wird sogar von Mose berichtet, dass er Gott von Angesicht zu Angesicht begegnen durfte (2. Mose 33,11). Bei Online-Konferenzen sieht man zwar Gesichter auf dem Bildschirm, unendlich viele unbewusste Signale einer echten Begegnung können aber nicht empfangen, Beziehung kann so nicht aufgebaut werden. Dies ist insbesondere in der Seelsorge von Bedeutung und führt zu der Frage, welche

Beschränkung der Kommunikation von Angesicht zu Angesicht Kirchen in einer neuen Normalität hinnehmen dürfen. Wenn Christus zu einer Versammlung in Gemeinschaft einladen will, dann bleibt es in seiner Nachfolge unsere Aufgabe, zu solch einer lebendigen Gemeinschaft einzuladen. Das wirft auch Fragen der Abendmahlstheologie auf, auf die schon Pröpstin Dr. Bammel hingewiesen hatte. Kirchen werden für eine »Neue Normalität« Antworten auf die Frage finden müssen, wie Kommunikation von Angesicht zu Angesicht unter den Bedingungen der Pandemie leiblich gestaltet werden kann. Weil das Wort in Jesus Christus Fleisch wurde, müssen unsere Begegnungen auch in der »Neuen Normalität« Leiblichkeit und Begegnung wieder einschließen. Es bleibt eine Ahnung davon, dass Begegnungen am Bildschirm davon etwas durchscheinen lassen, wie eine Ikone auch etwas (von der Person der Abgebildeten und der Beziehung zu Gott) durchscheinen lässt.

An beide Impulsreferate schlossen sich intensive Gespräche in Kleingruppen an, in denen bunt gemischt aus London und Berlin auf dem Hintergrund sehr unterschiedlicher Erfahrungen Gedanken zu einer »Neuen Normalität« geteilt wurden. Auch wenn wir am Ende alle bedauerten, dass wir uns in diesem Jahr nicht »face-to-face« begegnen konnten, hatten wir wohl doch alle den Eindruck, uns auch digital wirklich »begegnet« zu sein. Es bleibt uns die feste Hoffnung, dass wir uns in zwei Jahren dann tatsächlich wieder fleischlich begegnen können und sehen werden, wo wir angekommen sind, wie wir Schwierigkeiten bewältigt haben und was dabei für uns wichtig war. Gut, dass wir uns auf diesem Weg von Gottes Angesicht begleitet wissen dürfen – und von Jesus Christus eingeladen zu Gemeinschaft: in Berlin, in London und in der ganzen Welt. /

Carsten Bolz

ist Superintendent des Kirchenkreises Charlottenburg-Wilmersdorf und Vorsitzender des Beirates United Kingdom beim Berliner Missionswerk.

Staatstragend: Nationale Chiang-Kai-shek-Gedächtnishalle im Zentrum von Taipeh, eröffnet 1980.

Stimme der STUMMEN

In Taiwan wuchs die Kirche im Widerstand

Wer sich über Taiwan informiert, hört und liest als erstes von der Schönheit der Insel, der Freundlichkeit und Gastfreundschaft der Menschen und von dem wunderbaren Essen, das einen Teil dieser Kultur ausmacht. Als portugiesische Seefahrer die Insel im 16. Jahrhundert zum ersten Mal betraten, nannten sie sie »Ilha formosa«, »schöne Insel«. Portugiesen, später auch Holländer und Spanier, machten Taiwan zu einem florierenden Stützpunkt ihres Fernhandels – auf Kosten der indigenen Bevölkerung. Holländer waren es, die für ihre Plantagen zum ersten Mal chinesische Einwanderer in großem Stil auf der Insel ansiedelten.

TEXT UND FOTOS: BARBARA DEML

1683 annektierte China die Insel, woraufhin noch mehr verarmte Bauern vom chinesischen Festland auf die Insel kamen. Die Ureinwohner zogen sich gezwungenermaßen ins Landesinnere und ins Gebirge zurück. 1895 musste China die Insel an Japan abtreten, für die Taiwanesen begann eine weitere Herrschaft fremder Eroberer. Ausländische protestantische Missionare, seit Mitte des 19 Jahrhunderts auf der Insel aktiv, mussten das Land wieder verlassen; die letzten gingen in den 1930er Jahren. In diesen Jahren begann die 1865 von schottischen und kanadischen Missionaren gegründete und inzwischen selbständig gewordene Presbyterian Church of Taiwan (PCT) richtete nun ihr Augenmerk auf die bis dahin abgeriegelten Gebiete der Ureinwohner. Heute sind etwa 70 Prozent der indigenen Taiwanesen Christen, etwa 30 Prozent von ihnen gehören der Presbyterianischen Kirche an. Dank ihrer erst jungen Geschichte als ChristInnen sind sie interessante GesprächspartnerInnen in Bezug auf die Veränderungen in ihrer Lebensweise und den Umgang mit ihren Traditionen, die auch in ihre christliche Existenz eingegangen sind.

Oben links: Tropenwald im Süden Taiwans, Siedlungsgebiet indigener Taiwaner.

Oben rechts: »Errected by his students«: Gedenkstele für George L. Mackay, erster kanadischer Missionar auf Formosa. Er lebte von 1871 bis zu seinem Tod 1901 auf der Insel.

Mitte links: Im Nationalen Menschenrechtsmuseum Taipeh. Während der Zeit der Militärdiktatur, von 1949 bis 1987, beherbergte der Gebäudekomplex ein Gefangenenlager für politische Dissidenten. 1991 wurde das Lager geschlossen. 2007 entstehen eine Gedenkstätte und ein Museum.

Unten rechts: Barbara Deml mit Wan-Jou Lin, Mitarbeiterin im Ökumenereferat der PCT in Taipeh.

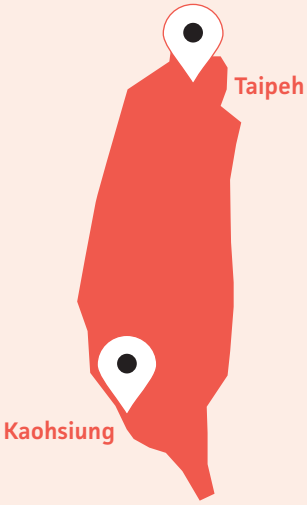
Nach dem zweiten Weltkrieg musste Japan seine Kolonie Taiwan aufgeben. Es folgten die Truppen des Generals Chiang Kai-sheks, der nach seiner endgültigen Niederlage gegen die Kommunisten 1949 vom Festland auf die Insel floh. Dort bereitete Chiang einerseits den Boden für den späteren Wirtschaftsaufschwung. Andererseits durfte die Macht der Kuomintang nicht in Frage gestellt werden und politische Freiheit lag in weiter Ferne. Vor 1987 konnte kein Taiwaner das Land ohne Genehmigung verlassen. Die Taiwanische Sprache und Kultur wurden zurückgedrängt.

Heute erinnert das National Human Rights Museum an die Zeit des »Weißen Terrors« und des Kriegsrechtes, angelegt in und zwischen Militärbaracken, wo einst politische Gefangene gefoltert wurden. Auch der ehemalige Generalsekretär der PCT, Pfarrer Dr. Chun-ming Kao, wurde hier eingesperrt. Denn als »Stimme der Stummen« war die Presbyterianische Kirche mutig für die Belange der unterdrückten Bevölkerung eingetreten. Die Geschichte der PCT ist geprägt von der Auseinandersetzung mit politischem Wandel und Veränderungen in der Gesellschaft und geht mit ihrer Vergangenheit transparent und bewusst um. So wurde ihr das Eintreten für die die jeweils Unterdrückten und Verstummten zum besonderen Anliegen ihres kirchlichen Auftrags.

Ab 1988 leitete Lee Teng-hui – der erste auf der Insel geborene Präsident Taiwans – unaufhaltsam die Wende zur Demokratie ein. Oppositionsparteien wurden erlaubt, Lee sprach sich für eine Unabhängigkeit der Insel aus und bemühte sich um einen eigenen Sitz bei den Vereinten Nationen, denn Taiwan ist dort seit 1971 nicht mehr vertreten. 1996 fanden zum ersten Mal demokratische Präsidentschaftswahlen statt. Im Januar 2020 wurde Taiwans Präsidentin Tsai Ing-wen für eine zweite Amtszeit wiedergewählt. Sie betonte direkt nach der Wahl in einem Appell an die Welt: »Taiwan ist ein unverzichtbares Mitglied der Weltgemeinschaft und ist bereit, mehr Verantwortung zu übernehmen.« /

Barbara Deml

hat als Ostasienreferentin Anfang des Jahres Taiwan besucht und selbst erlebt, wie die Geschichte der Insel den Glauben der Partnerkirche prägt.



TAIWAN

Zur 1865 gegründeten Presbyterianischen Kirche in Taiwan (PCT) unterhält das Berliner Missionswerk seit 1978 partnerschaftliche Beziehungen. Schwerpunkte der Partnerschaft sind die Unterstützung bei ihrer missionarisch-sozialdiakonischen Arbeit und die Beteiligung am gesellschaftlichen Diskurs zu Demokratie und Menschenrechten, christlichem Zeugnis in moderner Arbeitswelt, dem Selbstbestimmungsrecht der Völker und der Integration ethnischer Minderheiten. Die PCT hat rund 257.000 Mitglieder in über 1.200 Gemeinden.

Seit 2014 entsendet das Berliner Missionswerk jährlich eine Freiwillige bzw. einen Freiwilligen nach Taiwan, zur unterstützen der diakonischen Arbeit im Seamen's & Fishermen's Service Center in Kaohsiung. Seit 2018 kommen junge Menschen aus Taiwan im Rahmen des Inwärts-Programms für ein Jahr nach Deutschland, in Gemeinden der EKBO.

Deutschland unterhält keine diplomatischen Beziehungen zu Taiwan. Die deutschen Interessen werden durch das Deutsche Institut Taipeh wahrgenommen.

Einwohner	**23,6 Millionen** *Juli 2020, geschätzt*
Fläche	**35.980 km²** *Etwa ein Zehntel Deutschlands*
Religionen	**35,3 %** Buddhisten **33,2 %** Taoisten **3,9 %** Christen **27,6 %** Andere bzw. unbestimmt *(2005, geschätzt)*

Angaben: The World Factbook

Alte Feindbilder in *neuem GEWAND*

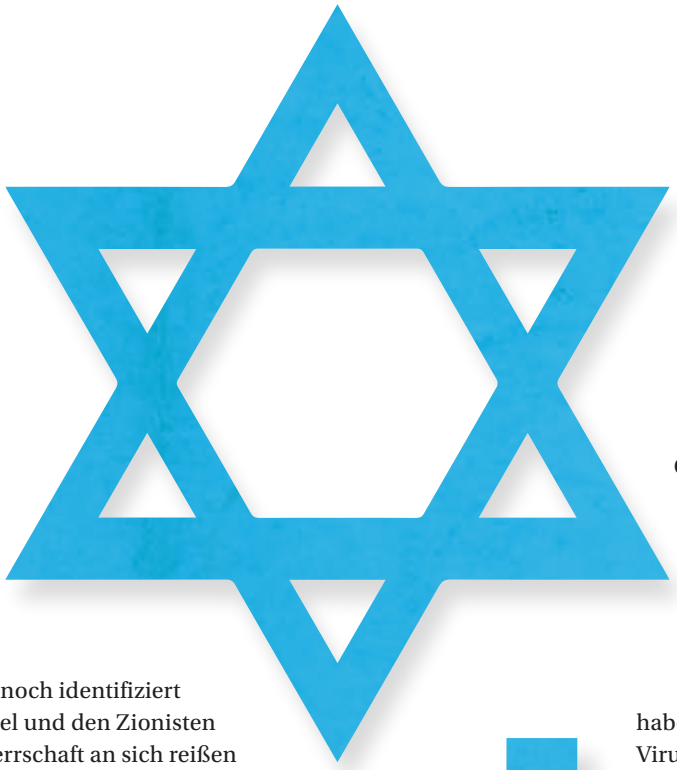
Jüdisch-christlicher Dialog – wichtiger denn je

»Ich will nicht, dass die Zionisten mein Kind vergiften«. Mit diesem Satz verweigerte eine junge Mutter die empfohlene Schutzimpfung für ihren kleinen Sohn bei einer routinemäßigen Untersuchung in einer Kinderarzt-Praxis. Irritiert rief mich der befreundete Kinderarzt an, er verstünde nicht, was denn die Zionisten mit den Schutzimpfungen zu tun hätten. Und mir wurde auf einen Schlag bewusst, wie nachhaltig jahrhundertealte antijudaistische Bilder in der Gesellschaft präsent sind. Sie sind wohl völlig ihres religiösen Hintergrunds entledigt, wirken aber in der säkularisierten Welt ungebrochen weiter.

TEXT: ANDREAS GOETZE

Impfgegner knüpfen nahtlos am mittelalterlichen Verschwörungsmythos der »Brunnenvergiftung durch die Juden« an. Im 14. Jahrhundert forderte die große europäische Pestepidemie 25 Millionen Todesopfer, etwa ein Drittel der Bevölkerung Europas. Die Ärzte standen der Krankheit hilflos gegenüber, eine medizinische Erklärung für die Seuche gab es nicht. Zudem starben in den jüdischen Vierteln weit weniger Menschen als in den christlichen. Das konnte nicht mit rechten Dingen zuzugehen, galten doch »die Juden« als »Christusmörder«, die unter dem Gericht Gottes standen. Wie konnte es sein, dass es denen besser ging als den Christen, den eigentlich »auserwählten Kindern Gottes«? So verbreitete sich das Gerücht, Juden könnten dafür verantwortlich sein – als religiös Geächtete und als gesellschaftliche Außenseiter eigneten sie sich ideal als Sündenböcke. Man unterstellte ihnen, die Brunnen vergiftet zu haben. Dass die jüdischen Rituale u. a. das mehrmalige Händewaschen am Tag vorschreiben und so die Hygienebedingungen in den jüdischen Vierteln besser waren, konnte und wollte man nicht sehen.

In der Folge wurden hunderttausende Juden in ganz Europa ermordet – die größte antijüdische Pogromwelle bis zur Zeit des Nationalsozialismus. Der Mythos der Brunnenvergifter existierte auch nach der Pest in den Köpfen vieler Menschen weiter und wurde zu einem klassischen Fall antisemitischer Verschwö-



rungsmythen – bis heute: Da ist dann die Flüssigkeit in der Impfampulle vergiftet, mit der die Juden – gleich noch identifiziert mit dem Staat Israel und den Zionisten – heute die Weltherrschaft an sich reißen wollen.

In unsicheren Zeiten haben Verschwörungsmythen Hochkonjunktur. Für alles, was Angst macht, ob das ein Virus ist oder Zuwanderung, braucht es für Verschwörungsgläubige einen Schuldigen. Und durch die Jahrhunderte steht stets das Judentum an der Spitze der Verschwörungspyramide. Die Vorstellung von einer »Jüdischen Weltverschwörung« hat sich seit mehr als hundert Jahren durch die antisemitischen »Protokolle der Weisen von Zion« weiter verbreitet. Diese beziehen sich auf einen Roman über ein geheimes Treffen auf dem Judenfriedhof in Prag aus dem Jahr 1868, in dem beschrieben wird, wie das »internationale Judentum« die Herrschaft über die Menschheit durch Kontrolle über Wirtschaft, Finanzen, Medien und Kultur erlangen will.

Diese fixe Idee wird in jeder Krise reaktiviert und heute durch die Digitalisierung weltweit noch verstärkt. So hat es nur wenige Tage gedauert, bis das Auftreten des Coronavirus auch in Deutschland mit einer jüdischen Weltverschwörung verknüpft wurde. Michael Blume, Religionswissenschaftler und Antisemitismus-Beauftragter in Baden-Württemberg, bringt es auf den Punkt: »Immer wenn Pandemien aufgetreten sind, gab es sofort Schuldzuschreibungen – normalerweise an Juden und Frauen. Man sagt: in Wuhan gibt es ein Biolabor, Bill und Melinda Gates entwickeln Impfstoffe und verdienen damit Geld, denn sie seien ja Juden. Nichts davon stimmt«. Das Ehepaar Gates würde wiederum finanziert von den Rothschilds, also einer jüdischen Bankiersfamilie. Und schon im Januar 2020 – also noch lange vor allen Maßnahmen zur Eindämmung der Pandemie – konnte man im Internet lesen, der jüdische Holocaust-Überlebende George Soros habe gemeinsam mit den Chinesen das Wuhan-Virus als Biowaffe entwickelt, um die Weltbevölkerung zu dezimieren. Seitdem ändern sich zwar die Vorwürfe – jetzt wird behauptet, das Virus sei völlig ungefährlich –, aber das Feindbild ändert sich nicht mehr.

Von der Antike über das Mittelalter bis zur Neuzeit verfestigte sich ein negatives Judenbild, aufgeladen durch antijüdische Mythen und Klischees: Die Juden als die immer Fremden, Schuldigen, Räuber und Wucherer. Schon die antike Geschichte des Volkes Israel war von Ausgrenzung und Verfolgung geprägt. Die Juden als »Fremdkörper« in einer ihnen feindlich gegenübertretenden Welt.

Unter Antiochos IV. gab es um 170 v. Chr. erstmals den Versuch, die Juden zu vernichten – er blieb aber regional und zeitlich begrenzt und erfolglos. Der jüdische Historiker Flavius Josephus berichtet im 1. Jahrhundert vom griechischen Judenhasser Apion, der in Ägypten lebte und erzählte, Juden hätten jedes Jahr einen Griechen entführt, um ihn nach Jerusalem zum Tempel zu bringen. Dort wurde er gefangen gehalten, gemästet und schließlich geopfert, wie es das jüdische Gesetz vorschreibe. Die Geschichte, die Josephus Flavius erzählt, ist der Ursprung der ältesten Ritualmordlegende, die es in Bezug auf das Juden-

#BEZIEHUNGSWEISE: KAMPAGNE GEGEN ANTISEMITISMUS

#beziehungsweise christlich und jüdisch: So lautet der Slogan einer Kampagne, mit der die EKBO und andere Landeskirchen ein sichtbares Zeichen gegen Antisemitismus setzen wollen. Die Kampagne wendet sich insbesondere an Gemeinden und kirchliche Einrichtungen. Ihr Kernanliegen ist es, die Gemeinsamkeiten zwischen Juden und Christen in den Festen und im religiösen Leben aufzuzeigen. Zu den Mitinitiatoren gehört unser Kollege Dr. Andreas Goetze.

Die Kampagne startet im Januar 2021 bundesweit und ökumenisch. Kernstück werden Plakate für jeden Monat sein, die anhand von Festen und Traditionen sowohl Gemeinsamkeiten als auch Unterschiede der beiden Religionen benennen und die in den Gemeinden aufgehängt werden können. Ein QR-Code auf den Plakaten führt zu einer Website, auf der die Themen aufgearbeitet werden.

Entstanden aus einer Initiative der EKBO, hat sich die Kampagne zu einem deutschlandweiten ökumenischen Projekt entwickelt, das von der EKD und der katholischen Deutschen Bischofskonferenz aufgenommen wurde und unterstützt wird.

→ *juedisch-beziehungsweise-christlich.de/*

INFO

Die Broschüre unter dem Titel »Amen? – Impulse aus dem jüdisch-christlichen Gespräch« lädt Gemeinden dazu ein, in ihren Gottesdiensten die Erkenntnisse aus dem jüdisch-christlichen Dialog aufzunehmen und dadurch antisemitischen und antijudaistischen Haltungen zu begegnen. Die einzelnen kurz gehaltenen Texte können auch gut als Gesprächsgrundlage zu verschiedenen Aspekten des jüdisch-christlichen Dialogs Verwendung finden, sei es im Kirchenvorstand, in der Schule oder in der Erwachsenenbildung. Sie finden die Broschüre auf der Homepage des Berliner Missionswerkes, auf der sich noch andere interessante Beiträge zum interreligiösen Dialog und zum Arbeitsfeld finden.

→ *berliner-missionswerk.de/interreligioeser-dialog/beitraege.html*

tum gibt. Im Mittelalter wurde diese Legende dahingehend abgewandelt, dass Juden das Blut getaufter Christen-Kinder tränken, um selbst Kraft daraus zu ziehen.

Und so sah man auf den sog. »Hygiene-Demos« Personen, die einen gelben »Judenstern« mit der Aufschrift »ungeimpft« oder »Impfen macht frei« trugen. Mit diesem »Ungeimpft«-Stern wollen Impfgegner gegen den vorgeblichen Impfzwang protestieren und sich als »verfolgte Juden« stilisieren. Mit diesem kalkulierten Tabubruch und der Gleichsetzung von Ungeimpften und Juden verbreiten sie antisemitische Vorurteile und verhöhnen die Opfer der Shoa.

Vereinfachte Denkmuster, die scheinbar Orientierung geben, und der Glaube, zu einer »wissenden Elite« zu gehören, erschaffen ein Gefühl von Sicherheit, Anerkennung und Zugehörigkeit. Die Welt wird zum Kampfplatz zwischen Gut und Böse. Noch einmal Michael Blume: »Wir sind von unserer Religionspsychologie her dazu prädestiniert, uns die Welt durch Mythen zu ordnen. Man kann an Gott und Engel glauben, an das Gute und die Vernunft. Man kann aber genauso glauben, dass böse Mächte die Welt regieren, und dann landet man ganz schnell beim Antisemitismus«.

Diesen alten und noch immer wirkmächtigen Feindbildern gilt es, offen entgegenzutreten und aufzuklären. Gesamtgesellschaftlich brauchen wir ein vertiefendes Wissen über diese jahrhundertealten verführerischen Denkmuster. Voraussetzung dafür ist eine religiöse Bildung, die die Lernerfahrungen des jüdisch-christlichen Dialogs aufnimmt und vermittelt: sichtbares Engagement gegen jede Form von Antisemitismus und Rassismus und die Erkenntnis, dass Juden und Christen miteinander eine lebendige Hoffnung teilen, getragen von den zuversichtlichen Erzählungen der Befreiung und Erneuerung des Lebens durch Gott (erzählt an Pessach und Ostern). Wir erwarten gemeinsam nicht einen Untergang, sondern die messianische Zeit, die mit uns schon heute beginnt, wo wir uns für Frieden, Gerechtigkeit und die Bewahrung der Schöpfung einsetzen. /

Dr. Andreas Goetze

ist landeskirchlicher Pfarrer für den Interreligiösen Dialog der EKBO und engagiert sich seit langem für einen respektvollen und achtsamen Umgang aller Menschen, gleich welcher Weltanschauung und Religion.

Christine Bruns

war 1979/80 eine der ersten Volontärinnen in Talitha Kumi. Und lernte dort weitaus mehr als die Fremdsprache Arabisch und besonderes pädagogisches Geschick im Umgang mit den Schülerinnen. Bauchtanz, Zubereiten von Tee und von arabischen Köstlichkeiten: »All das gehörte zwar nicht wirklich zu meinen Aufgaben«, lacht sie, »aber ich musste es beherrschen, damit die Mädchen im Internat mich akzeptierten.« Heute ist die 60-Jährige freiberufliche Englischlehrerin in Brieselang und Kirchenälteste in der dortigen Gemeinde. Und über ihre Zeit in Talitha Kimi spricht sie immer noch gern.

Nicolas Krückemeier

spricht fließend Spanisch und war als Freiwilliger des Kolpingwerkes in Costa Rica. Gute Voraussetzungen, die Kuba-Arbeit des Berliner Missionswerkes zu unterstützen. Der deutsch-französische Student absolvierte von Oktober bis Dezember ein Praktikum im Berliner Missionswerk. Und ist besonders von den ökologischen Projekten in Kuba beeindruckt: Mit Biogas-Anlagen werden nicht nur Treibhausgas-Emissionen kompensiert, sondern auch lokale Kleinbauern gefördert. Sein sozialwissenschaftliches Studium in Mainz will Nicolas Krückemeier übrigens mit einer Arbeit über den Zusammenhang von Informiertheit und umweltbewusstem Handeln abschließen. Viel Erfolg!

Kolja Rösener

leitet seit März 2020 das Inwärts-Programm des Berliner Missionswerkes. Austausch mit den Partnerkirchen gab es schon immer, 2015 wurde er zum Programm. Und dieses Programm wächst. Immer mehr junge Menschen kommen nach Deutschland. Um Gemeinden, Kirchenkreise, Kindergärten zu unterstützen. Mit ihrer Arbeit, aber auch mit ihrem Hintergrund, ihren Erfahrungen, ihren Anregungen. Im Frühjahr mussten die jungen Inwärts-Freiwilligen alle in ihre Heimat zurück. »Es war ein besonderer Moment für mich, als ich gespürt habe, wie sie in diesen schwierigen Wochen von ihren Familien, ihren Gemeinden und ihren Netzwerken getragen wurden«, sagt Kolja Rösener. Und: »Wir profitieren alle von den Begegnungen und von diesem Austausch - so wie ich 2013/14 von meinem Freiwilligenjahr in Talitha Kumi«.

→ *berliner-missionswerk.de/freiwilligen-programm/inwaerts-programm/*

Ljudmila Hernández

ist nicht nur engagierte Pfarrerin ihrer Presbyterianisch-Reformierten Kirche in Kuba, einer Partnerkirche des Berliner Missionswerkes. Sondern sie ist auch, ebenso engagiert, Mentorin der Kuba-Freiwilligen. Die vergangenen Monate hat sie genutzt, um einen »Einsteigerkurs Deutsch« am Sprachatelier in Havanna zu absolvieren, das mit dem Goethe-Institut kooperiert. So kann sie künftig Besuchsgruppen aus den Partnergemeinden besser betreuen, die Newsletter des Berliner Missionswerkes lesen und bei Besuchen in Deutschland ihre Mitreisenden als Dolmetscherin unterstützen. Mit 96 von 100 Punkten im ersten Kurs war sie so erfolgreich, dass das Goethe-Institut ihr für ihr Vorhaben ein Sprachstipendium angeboten hat. Herzlichen Glückwunsch!

Eva Pohl

hat in Kuba lebendiges Gemeindeleben kennengelernt. Jung und Alt, Männer wie Frauen, Menschen aller Berufe kommen in der Gemeinde zusammen und erleben Dinge gemeinsam, tauschen sich aus, »alle sprechen, singen, beten miteinander«. Das hat sie beeindruckt während ihres Freiwilligenjahrs mit dem Berliner Missionswerk 2019/20 in Kuba. Und das hat sie bestärkt, Theologie zu studieren. Später wird sie selbst so vielfältige Formen des Gemeindelebens praktizieren, wie sie es in Kuba selbst erlebt hat – das ist sich Eva Pohl sicher. Im Januar wird sie aber erst einmal ein Praktikum absolvieren, hier im Missionswerk. Herzlich willkommen!

Ulrike Trautwein

hat eine besondere Beziehung zu Indien. »Das Land hat mich schon immer fasziniert«, lächelt sie. »Meine Mutter wurde in Südindien geboren.« Im Herbst 2019 war sie eingeladen, aus Anlass des 100. Jubiläums die indische Gossner Kirche zu besuchen. »Ich war sehr beeindruckt davon, wie sich die Christinnen und Christen im hinduistischen Umfeld behaupten und sich gegenseitig stützen und stärken.« Im September wurde die Berliner Regionalbischöfin zur Vorsitzenden des neu gegründeten Indien-Netzwerks der EKBO gewählt. Das Netzwerk versteht sich als Plattform für vielfältige Initiativen und gemeinsame Aktivitäten mit der Gossner Kirche.

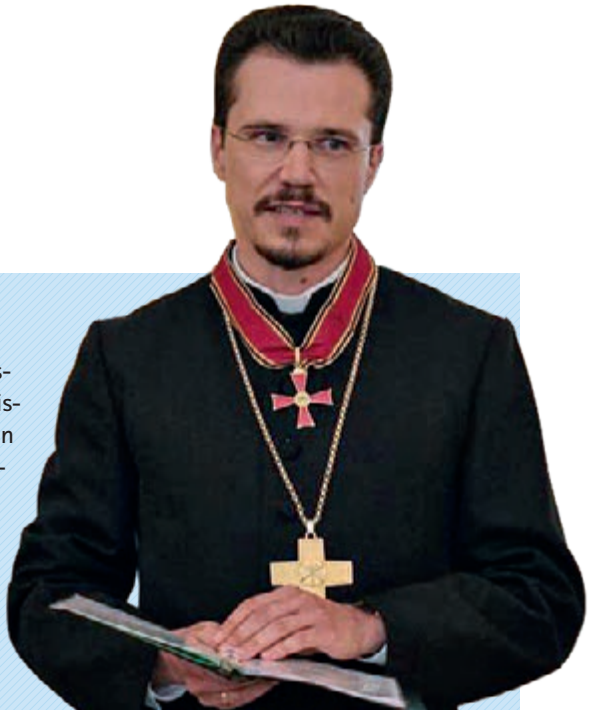
→ *Ulrike Trautwein auf YouTube: https://bit.ly/3ogSujQ*

Joyce Ngandango

leitet seit 2016 das Huruma-Centre in Iringa (Tansania). Hier finden Straßenkinder ein sicheres Zuhause – und die Freiwilligen des Berliner Missionswerkes eine sinnvolle Einsatzstelle. »Die Kinder im Zentrum vermissen die Liebe ihrer Familienmitglieder«, sagt Joyce Ngandango, »deshalb ist es so wichtig für sie, dass sie in den jungen Freiwilligen Menschen treffen, die sich für sie einsetzen – und ihnen ihre Herzen öffnen.« Wegen der Corona-Pandemie mussten im Frühjahr unsere Freiwilligen Tansania verfrüht verlassen; im Sommer konnten keine neuen dorthin ausreisen. »Wir vermissen sie«, sagt Joyce Ngandango.

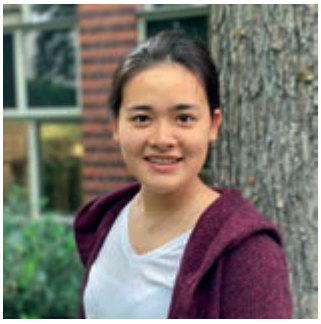
Dietrich Brauer

führt als Erzbischof und Oberhirte die Evangelisch-Lutherische Kirche in Russland. Dazu gehören auch Gemeinden an der Wolga, mit denen das Berliner Missionswerk eine enge Partnerschaft pflegt. Er engagiert sich seit langem – kein einfaches Anliegen in diesen Zeiten – für Frieden und Versöhnung. Dafür wurde er im September mit dem Großen Bundesverdienstkreuz der Bundesrepublik Deutschland ausgezeichnet. »Erzbischof Brauer hat viel Gutes für die russische Gesellschaft und für Frieden und Versöhnung geleistet«, so Direktor Dr. Christof Theilemann in seiner Gratulation. Brauer erhielt die Ehrung in Moskau in Zusammenhang mit Gedenkfeierlichkeiten zum Ende des Zweiten Weltkriegs in der Moskauer St. Peter und Paul-Kathedrale.



Vertrauen geschenkt

Fides Dürr über zwei Jahre im Berliner Missionswerk



Fides Dürr verabschiedete sich im Sommer nach zwei Jahren als Assistentin im Ostasienreferat. Von Anfang an hat alles gestimmt, freut sie sich: »Gerade war ich aus meinem Freiwilligeneinsatz aus Taiwan zurückgekommen und hatte begonnen, Sinologie zu studieren. Da kam mir diese Stelle im Berliner Missionswerk gerade recht!

INTERVIEW: BARBARA DEML

Wie sind Sie ans Berliner Missionswerk gekommen?

FIDES DÜRR: Ich bin durch eine Schwester, die mit mir in die gleiche Chinesische Gemeinde in Berlin geht, hierher gekommen. Zu der Zeit wurde eine Assistentin im Ostasienreferat gesucht. Ich kam gerade aus meinem Kurzzeiteinsatz in Taiwan – über die Marburger Mission – und hatte begonnen, Sinologie zu studieren. Dieses Angebot sprach mich an, da ich hier meine Kenntnisse über Ostasien und meinen christlichen Glauben verbinden konnte.

Was war vielleicht am Anfang ungewohnt?

FIDES DÜRR: Im Grunde war es meine erste richtige Arbeitsstelle. Daher war vieles neu und ungewohnt. Ich war überrascht, wie mir gleich am Anfang schon großes Vertrauen geschenkt wurde. Ich durfte Telefonate führen und E-Mails an wichtige Partner schreiben. Vor allem in der Anfangszeit hatte ich befürchtet, etwas falsch zu machen. Ich hatte ja keinerlei Erfahrung. Es gab außerdem niemanden, der in meinem Alter war oder auch gerade nebenbei studierte. Ich erinnere mich, dass es mir am Anfang sehr schwer fiel, mit den KollegInnen – die teilweise schon viele Jahre hier arbeiteten – zu reden und beispielsweise beim Mittagessen gemeinsamen Gesprächsstoff zu finden.

Wen oder was werden Sie vermissen?

FIDES DÜRR: Besonders schön finde ich die Atmosphäre im Berliner Missionswerk. Ich bin dankbar, dass ich meine ersten Arbeitserfahrungen in einem so angenehmen Klima machen durfte. Von KollegInnen habe ich gehört, dass das nicht selbstverständlich ist. Ich hatte nie das Gefühl, schlecht oder ungerecht behandelt worden zu sein. Im Gegenteil. Vor allem in meiner Anfangszeit waren alle KollegInnen sehr geduldig mit mir und haben mir Hilfe angeboten, wenn ich sie brauchte. Ich habe auch die gemeinsamen Andachten am Freitag sehr geschätzt. Außerdem habe ich die Zeit mit den Inwärts-Freiwilligen aus Taiwan genossen, mit denen ich zusammenarbeitete.

Was bedeutet Mission für Sie?

FIDES DÜRR: Mission ist ein Begriff, der für mich immer mehr Bedeutung bekommt. In meinem christlichen Glauben verstehe ich Mission als einen wesentlichen Bestandteil meines Lebens. Durch Stärken, Gaben, Erfahrungen, die mir gegeben sind, meinen Herrn Jesus zu ehren. Das sehe ich als Mission. Und freue mich, wenn das in meinem Leben sichtbar wird – egal ob in meiner Arbeit, im Studium, in der Gemeinde oder auch unter Freunden und in der Familie. /

Barbara Deml

ist stellvertretende Direktorin des Berliner Missionswerkes und Referentin für Ostasien.

Weltweit aktiv – Unsere Einsatzstellen für Freiwillige 2021/22

BERLINER MISSIONSWERK

Hier können Sie helfen!

Spendenkonto
Berliner Missionswerk
Evangelische Bank
BIC GENODEF1EK1
IBAN DE86 5206 0410 0003 9000 88

Kennwort
»Adventsspende Talitha Kumi«

Talitha Kumi

Ihre Spende schenkt **Hoffnung** in der **Krise**

Wiedersehensfreude in den Klassenräumen, reges Treiben auf dem Schulhof, Kinderlachen in allen Gängen – **hatten sich doch die Schülerinnen und Schüler von Talitha Kumi fast ein halbes Jahr nicht mehr persönlich getroffen.** Nun wirkt es in manchen Momenten beinahe so, als wäre die Corona-Pandemie nur ein böser Alptraum gewesen. **Doch weiterhin dominiert COVID-19 den Alltag im Heiligen Land.**

Die **Einschränkungen des öffentlichen Lebens** treffen die stark vom Tourismus abhängige Region schwer. Die wirtschaftliche Situation vieler SchülerInnenfamilien hat sich seit dem Frühjahr noch einmal verschlechtert, **viele Eltern haben ihren Arbeitsplatz verloren.** Die Ausnahmesituation wirkt weit in den Schulalltag hinein.

Ihre überwältigende Spendenbereitschaft war ein wahrer Segen in den ersten Monaten der Pandemie! Ihre Spenden helfen dabei, den Schulbetrieb am Laufen zu halten. **Doch die Situation bleibt angespannt:** Ein Ende der Corona-Pandemie ist nicht absehbar und auch die Bewältigung der Folgen von Pandemie und Lockdown werden Talitha Kumi und die Menschen im Heiligen Land noch lange beschäftigen.

Bitte bedenken Sie diese ganz besondere Schule zur Adventszeit mit einer Spende!